

STEPHANUS EDITION

SIE LIEBTEN IHRE FEINDE



WAHRE GESCHICHTEN AFRIKANISCHER CHRISTEN

MARIAN HOSTETLER

MARIAN HOSTETLER

„SIE LIEBTEN IHRE FEINDE“

Wahre Geschichten von afrikanischen Christen



STEPHANUS EDITION UHLDINGEN

They Loved Their Enemies

German Edition

Copyright 2015 Voice Media

info@VM1.global

Web home: www.VM1.global

All rights reserved. No part of the publication may be reproduced, distributed or transmitted in any form or by any means, including photocopying, recording, or other electronic, or mechanical methods, without the prior written permission of the publisher, except in the case of brief quotations embodied in critical reviews and certain other noncommercial uses permitted by copyright law. For permission requests, email the publisher, addressed “Attention: Permission Coordinator,” at the address above.

This publication **may not be sold, and is for free distribution** only.

Den glaubensvollen Christen gewidmet,
deren Geschichten hier erzählt werden
und den vielen anderen,
deren Geschichten uns nicht bekannt sind,
die aber Gott kennt.

Inhalt

Vorwort von J.A.Brubaker	9
Vorwort von Richard Wurmbrand	10
Einleitung	19
Kapitel 1: Ich bin ein Christ	21
Kapitel 2: Wer hat wirklich Macht?	25
Kapitel 3: Gottes Soldaten	29
Kapitel 4: Wo ist „Abba“?	33
Kapitel 5: Der liebende Bandit	37
Kapitel 6: Friede und Verfolgung	39
Kapitel 7: Sie fanden den Weg	43
Kapitel 8: Gottes Sklaven	47
Kapitel 9: Ihr könnt unsere Seelen nicht verbrennen.	51
Kapitel 10: Nicht töten!	55
Kapitel 11: Laßt keinen Streit und Kampf unter euch sein	59
Kapitel 12: Du mußt alle meine Frauen taufen	63
Kapitel 13: Bestraft wegen nichts.	67
Kapitel 14: Du hast meine Schwestergetötet	73
Kapitel 15: Du mußt den Eid schwören.	77
Kapitel 16: Lieder helfen.	81
Kapitel 17: Du mußt verrückt sein.	85
Kapitel 18: Die Waffe der Liebe	89
Kapitel 19: Liebe ist stark	93
Kapitel 20: Bestrafe sie nicht	97
Kapitel 21: Ich werde feststehen	101
Kapitel 22: Wenn jemand sterben muß, dann töte mich	107
Kapitel 23: Liebe kann heilen	111
Kapitel 24: Ein Wunder der Liebe	117
Kapitel 25: Ich kann nicht auf zwei Wegen gehen	121
Quellen	127

Vorwort von J.A.Brubaker

Normalerweise antworten Menschen auf Gewalt mit Gewalt. So reagierten auch die Hebräer in der Zeit des Alten Testaments: „Auge um Auge, Zahn um Zahn...“ (2.Mo. 21, 24) lautete der Grundsatz, dem sie folgten.

Jesus aber gab ein neues Gebot im Neuen Testament: „Wer dich auf die rechte Wange schlägt, dem halte auch die andere hin...“ (Matth. 5, 39 Menge).

Dann ging Er noch einen Schritt weiter, indem Er seinen Jüngern gebot: „Liebet eure Feinde und betet für eure Verfolger, damit ihr euch als Söhne eures himmlischen Vaters erweist“ (Matth. 5, 44+45).

Dieses Gebot, „Liebet eure Feinde“, wurde zum wegweisenden Licht für die ersten Christen und für viele Gläubige nach ihnen. Es ist keine besondere Erwähnung nötig, daß die Befolgung dieses Gebots oft ihre hohen Kosten gefordert hat.

In diesem Buch zeigt die Autorin, wie afrikanische Christen lieber gelitten haben und sehr oft auch eher gestorben sind, als ihre Feinde zu bekämpfen. In einigen Fällen wurden letztere durch solch praktizierte Feindesliebe zu Jüngern Jesu verwandelt.

In diesem Buch hat die Verfasserin M.Hostetler einige von den vielen Geschichten zusammengestellt, in denen afrikanische Christen das Böse mit Gutem überwunden haben.

J.A. Brubaker

Das Buch Marian Hostetlers ist äußerst wertvoll. Es erinnert uns alle an eine der erhabensten Lehren Jesu: „Liebet Eure Feinde“. Diese Wahrheit wird u.a. von einer kleinen Geschichte aus der Römerzeit beleuchtet, als die ersten Christen ihre Gottesdienste noch in den Katakomben abhielten.

Ein Gutsherr hatte viele Sklaven und über ihnen einen Aufseher, Sergius, von dem er sehr viel hielt, und den er sehr gut behandelte, obwohl dieser auch Sklave war. Eines Tages sagte der Gutsherr zu Sergius: „Komm, wir gehen zum Markt, um etwas Arbeitskraft zu kaufen“. Menschen waren damals Handelsobjekt, wie Tiere heute. Auf dem Markt waren Hunderte von Sklaven aufgestellt.

Der Grundbesitzer besichtigte die Ware: „Dieser ist zu teuer!“, „dieser andere zu schwach!“, „dieser schaut mir zu dumm aus!“, ein anderer zu schlau, usw. Bei einigen Sklaven zeigten die Ketten an den Füßen, daß sie schon einmal ihrem Herrn entlaufen waren.

Auf einmal hielt Sergius vor einem Sklaven an und bat seinen Herrn inständig: „Bitte kaufe diesen“. Der Herr lachte. „Warum gerade diesen? Er ist alt, nur Haut und Knochen. Der kann nicht viel nützen.“

Doch Sergius gab nicht nach. „Sie haben mir soviel Vertrauen erzeugt. Vertrauen Sie mir auch in dieser Sache. Ich verspreche Ihnen, daß, wenn

Sie diesen kaufen, die Arbeit auf dem Gut wie am Schnürchen gehen wird.“

Der Gutsherr gab nach. Der alte Schwächling kam auf seinen Besitz und wirklich gingen die Dinge besser als je zuvor. Der Gutsherr bemerkte aber was dahinter steckte. Der neugekaufte Sklave arbeitete überhaupt nicht. Dafür plagte sich aber Sergius Tag und Nacht ab.

Unzufrieden fragte der Herr den Sergius: „Was für ein Geheimnis gibt es hier? Sag mir die Wahrheit! Ist er vielleicht dein Vater, der im Alter auch in Gefangenschaft geraten ist? Dann könnte ich deine Aufopferung verstehen.“

„Nein, er ist nicht mein Vater, sondern einer, dem ich mehr schulde als meinen Eltern.“

„Wer kann das sein? Ist es Dein Lehrer?“

„Nein, sondern einer, dem ich mehr schuldig bin.“

„Heraus damit! Wer ist er?“

„Er ist mein Todfeind. Er hat meinen Vater getötet, unser ganzes Vermögen geraubt und mich selbst ins Sklaventum verkauft. Aber ich bin ein Jünger Jesu, der gelehrt hat, daß man seine Feinde lieben soll.“ –

So fühlten und so dachten die ersten Christen. Und so dachten auch die afrikanischen Märtyrer, die in diesem Buche geschildert werden. Sie wurden gefoltert und getötet, aber sie liebten bis zum Ende. Sie ließen sich vom Haß des Feindes nicht anstecken. Man soll ja nicht auf das Tun anderer Menschen reagieren, sondern von der

eigenen Wurzel aus handeln. Diese Heiligen waren im Himmlischen eingewurzelt.

Manche von uns haben ihm oder ihr feindlich Gesinnte; es kann ein Ehepartner, ein Kind, ein Vater, eine Mutter oder wer sonst noch sein. Diese tun uns nicht so viel Böses, wie die Märtyrer erlitten haben. Wir sind auch aufgefordert, ihre Feindschaft mit Liebe zu beantworten.

Christen haben auch ihren religiösen und weltanschaulichen Widersachern, wie Kommunismus, Rassismus, fanatischer Islam und fanatischer Judaismus oder Hinduismus, mit Verständnis und Liebe zu begegnen.

Millionen von Gläubigen wurden in der UdSSR, in China, Rumänien und afrikanischen kommunistischen Staaten mißhandelt und getötet. Doch gab es nie ein Komplott oder einen Anschlag auf das Leben der kommunistischen Regierenden seitens der Kinder Gottes. Menschen, denen ein Glied amputiert wurde, fühlen sehr reelle Schmerzen an den Gliedern, die sie nicht mehr haben. Die kommunistischen und anderen Christenverfolger sind Menschen, denen Lehrer des Hasses die Seelen amputiert haben. Das gibt einen unerträglichen seelischen Schmerz. Ihre tote Seele schmerzt sie. Dieser Schmerz ist gewaltig, weil er unaussprechlich, unverständlich ist.

In Wut schlugen sie auf die Gerechten ein und schufen Staaten, die schlimmer als die Hölle sind, weil die Hölle ein Triumph der Gerechtigkeit Gottes ist, während die Grausamkeit der Christushasser Ausdruck der größten Ungerechtigkeit ist.

Christenverfolgung ist das absolute Böse, weil es sich als Ziel gerade die besten Menschen, die Kinder Gottes ausgewählt hat. Diese sollen gemartert werden.

Ich selbst und meine Frau Sabine waren auch in kommunistischen Gefängnissen. Tausende unserer Leidensgefährten waren aus politischen Gründen verurteilt. Wenn es zu den schlimmsten Foltern kam, versagten 99 % von ihnen und gaben die Freunde an, mit denen sie zusammen gegen die Regierung gearbeitet hatten. Sie waren bereit, ihre Überzeugungen aufzugeben und dem Kommunismus „Hurra“ zuzurufen, wenn sie so die Befreiung erlangen konnten. Jedoch die ernstlich an Gott glaubten überstanden die Prüfung. In den schwersten Tagen sahen sie, wie der erste Märtyrer Stephanus, den Himmel offen.



Die Heiligen, die in diesem Buch geschildert werden, waren alle konsequente Pazifisten. Sie verweigerten es, dem Kaiser zu dienen.

Solche gibt es auch heute. In der UdSSR wurden Vanya Moiseew, Kornienko, Druck, Musika und viele andere getötet, weil sie sich weigerten, in der Armee mit Waffen zu dienen.

„Wojenü Westnik“ („Der militärische Botschafter“) Nr.6/1988 nennt mehrere Namen von Christen, die den Kriegsdienst auch heute verweigern: Wassilej Skripkar, Peter Werkentin und viele andere. Es gab eine ganze Anzahl auch in der Hitlerzeit. Wir bewundern diese Kinder Gottes.

Sie erfüllen buchstäblich, was in der Bergpredigt steht.

Jedoch stellt diese Predigt, so wichtig sie ist, nur einen kleinen Teil der 1200 Seiten dicken Bibel dar, die uns auch über viele Kriegsherrn und Kriegsleute erzählt, welche Gott mit ihrem Schwert gedient haben. Und diese werden auch im Neuen Testament, z.B. im Hebräerbrief Kap.11, als leuchtende Beispiele erwähnt. Ein Christ kann nicht anders, als seine Feinde lieben und ihnen, wann immer nur möglich, Gutes tun. Aber der Christ liebt auch seine Freunde! Was tut er, wenn der Feind dabei ist, seinen Freund zu töten? Was tut ein christlicher Vater oder christlicher Polizist, wenn bewaffnete Gangster Kinder töten wollen? Es wäre ideal, die Kinder zu befreien, ohne den Gangstern Böses anzutun, aber ist es immer möglich?

Auf einem Universitätsgelände in den USA schoß ein Verrückter von einem Turm mit einem Maschinengewehr. Er tötete und verwundete dabei an die 20 Personen. Ein christlicher Student stieg unter Lebensgefahr auf den Turm und erschoss den Verrückten. War dieser Student ein Mörder oder ein Lebensretter?

Wir bewundern die allumfassende Liebe des Franziskus von Assisi. Als Mönche einen Wolf töten wollten hielt er sie zurück mit den Worten: „Tötet den Bruder Wolf nicht; er ist auch ein Geschöpf Gottes“.

Man soll wirklich nie einen Wolf töten, jedoch nur unter der Bedingung, daß dieser auch Schwester Schaf nicht fressen wird! Falls aber

Bruder Wolf das Leben von Schwester Schaf bedroht, und ich ein Hirte bin, muß ich – wenn auch schweren Herzens – auf Bruder Wolf schießen.

Es hat Jahrhunderte gedauert, bis das Christentum sich mit den vielen komplizierten Problemen des Lebens auseinandergesetzt hat. Man kann sie nicht auf eine einfache Formel reduzieren!

Solange Könige und Stammesfürsten wilde Heiden waren, war es sicher richtig, ihnen den Kriegsdienst zu verweigern. Was ist aber das Richtige, wenn wilde Heiden einen christlichen, oder einen den Christen Freiheit gewährenden Staat angreifen? Menschliche Beziehungen sind komplex!

Mose, Josua und der Erzengel Michael (Offb. 12) glaubten, daß es auch gerechte Kriege gibt. Diese Tatsache vermindert jedoch nicht im Geringsten die seelische Schönheit der von Marian Hostetler geschilderten Märtyrer im Dienste des Friedens und der Menschenliebe. Wir haben Marian für ihr wertvolles Buch zu danken.

Letztendlich werden diese Pazifisten zu siegen haben. Das Rüstungspotential der ganzen Welt steigt nach Angaben des schwedischen Friedensforschungsinstitutes in jeder Sekunde um DM 67.000! So weiterzumachen ist Verrücktheit, an deren Ende die Vernichtung der Menschheit droht.

In Afrika geschieht auch in unserer Generation Grausames. Es gibt aber auch christliches Heldentum.

In den sechziger Jahren kamen die Kommunisten im Kongo an die Macht. 200 Missionare verloren dabei ihr Leben, unter ihnen Bernardo Longo. An einem Speer aufgespießt, stieß er hervor: „Für einen Missionar ist das der schönste Tod.“

Als der kommunistische Oberst Olombo von der verhafteten Nonne Clementine Batiboko verlangte, sich ihm hinzugeben, erwiderte sie: „Ich möchte lieber sterben.“

Viele geben sündigen sexuellen Versuchungen nach, ohne vom Tode bedroht zu sein.

Olombo versetzte ihr mehrere Stiche und trat sie mit den Füßen. Ihre letzten Worte waren: „Ich vergebe Ihnen, denn Sie wissen nicht, was sie tun“!

Wie schön wäre es, wenn auch wir, die wir doch weniger zu erdulden haben, aus einem inneren Impuls heraus diese heiligen Worte aussprächen, wenn man uns beschimpft.

In Moçambique hat sich der Kommunismus mit der Zauberei und dem Kannibalismus vereinigt. Machel, der Begründer des Kommunismus in diesem Land, hatte in Woodoo(Wudu)-Zeremonien rituellen Kannibalismus praktiziert. Sein Verteidigungsminister Chipande richtete eigenhändig seinen eigenen Vater hin, indem er ihm den Magen durchbohrte und aufschlitzte – all das in Gegenwart von tausend Soldaten.

Rote Truppen haben Dörfer samt der Ernte niedergebrannt, Leute mit dem Bajonett aufgespießt und dann das Ganze den Freiheitskämpfern angelastet.

In der Provinz Sambesi sind die Pfarrer Rosario, Jaoquine und Manuel zusammen mit vielen anderen Unschuldigen getötet worden. Die Armee Simbabwes nahm an dem Massaker teil.

Diese Pfarrer starben, aber blieben bis zuletzt ihrem Glauben treu.

Gott hat diese Treue belohnt.

Zusammen mit 120 anderen religiösen Führern der African Evangelical Fellowship in Moçambique wurde Pastor Martinho Campos entführt und zu einem Marsch von 19 Tagen gezwungen. Dann wurde ihm gesagt, daß er erschossen werden sollte, wenn er seinen Glauben nicht widerrufe. Er war standhaft und durch ein Wunder Gottes wurde er trotzdem freigelassen. Jetzt predigt er wieder. 1969 wurden alle Missionare gezwungen, das Land zu verlassen. Zu dieser Zeit gab es im Norden des Landes ca 15.000 Baptisten. Heute sind es 80.000, trotz der Greuel, welche an den Gläubigen verübt werden!

Pastor Campos berichtet von einem übernatürlichen Geschehen. Neun bewaffnete Männer kamen in eine Kirche, wo 40 Leute zusammen beteten. Sie befahlen den Christen sich auszuziehen und draußen zu warten, und sie begannen sich die Kleidung, die ihnen gefiel, herauszusuchen. Dabei fielen alle neun Männer tot um!

Nicht-Christen verwundern sich vielleicht darüber. Als Gläubige aber wissen wir, daß genau

das gleiche passierte, als die Polizei seiner Zeit versuchte, den Propheten Elia zu verhaften (2.Kön.1, 9 ff). Derselbe Gott regiert noch heute. Ähnliche Geschehnisse berichten auch andere Missionare unter Naturvölkern. Christen verstehen es sogar auf ihr eigenes Leben zu verzichten. In Simbabwe wollte ein Guerilla einen Priester töten. Eben holte er mit seiner Axt zum Schlag aus, als Killian Knoerl, ein sich in der Nähe aufhaltender anderer Priester, dazwischentrat. Dieser Priester hätte ja davonlaufen können. Statt dessen kämpfte er mit dem Guerilla um das Leben seines Bruders und verlor dabei sein eigenes.

Das vorliegende Buch handelt nicht nur über vergangene Dinge. Es zeigt die (wahre) Kirche, wie sie immer war und ist: eine Schule der Heiligen. –

Richard Wurmbrand

Einleitung

Christen hat es in Afrika seit der Zeit des Neuen Testaments gegeben. All die vergangenen Jahrhunderte hindurch sind Gläubige wegen ihres Glaubens verspottet, verfolgt und getötet worden. Einige dieser christlichen Afrikaner sind ihren Feinden im Geiste Jesu Christi begegnet: „Liebet eure Feinde und betet für die, die euch verfolgen,– Vater, vergib ihnen...“ (Matth. 5, 44; Luk. 23, 34). In dieser Sammlung wahrer Geschichten werden Sie junge und alte Menschen finden, Männer und Frauen, hohe Persönlichkeiten und ganz einfache Leute. Alle folgten Christi Weg der Liebe. Sie werden Erlebnisse von Menschen vor 1700 Jahren und solche aus der heutigen Zeit lesen, und die Schauplätze werden von Algerien nach Südafrika und von Sierra Leone bis Kenia führen. Natürlich gibt es viel mehr Geschichten als hier in einer Auswahl zusammengestellt wurden.

Die Begebenheiten aus der frühchristlichen Zeit handeln vorwiegend im Norden Afrikas, weil dort die Christen in jenen Tagen lebten. Schon bald jedoch verschwand hier das Christentum fast gänzlich aufgrund von Verfolgungen, Stammeskämpfen und vor allem wegen des auftretenden Islam. Nahezu 1000 Jahre lang überlebte das Christentum in Afrika nur in Ägypten und in Äthiopien.

Ab 1500 n.Chr. beginnt dann die Geschichte der Entdeckungsreisen durch die Europäer und ihrem Aufbau von Stützpunkten und Handels-

zentren entlang der afrikanischen Küste. Dabei kam es auch zu einzelnen missionarischen Aktivitäten. Die eigentliche missionarische Tätigkeit jedoch begann erst ab dem 18. Jahrhundert, als Missionare aus Europa und Nordamerika in die Gebiete südlich der Sahara vordrangen. Aus diesem Grunde handeln die meisten unserer Geschichten erst in den vergangenen 200 Jahren.

Sie sollen uns zu dem Bewußtsein verhelfen, daß Jesu Weg der Liebe, Vergebung und des Friedens nicht nur für Ihn selbst (und vielleicht noch für Stephanus und Paulus) bestimmt war, sondern für alle Seine Jünger. Mögen die Beispiele dieser afrikanischen Christen uns ein Ansporn dazu sein.

Marian Hostetler

Kapitel 1:

ICH BIN EIN CHRIST

Im Jahre 203 n.Chr. war es in Tunis gefährlich, Christ zu sein. In diesem Jahr wurde Perpetua, 22 Jahre alt und Mutter eines Kindes, verhaftet, zusammen mit ihrer schwangeren Sklavin Felicitas, deren Bruder und noch zwei anderen jungen Männern. Man warf sie ins Gefängnis, weil sie sich als Christen weigerten, den Kaiser anzubeten, wie man es von römischen Bürgern forderte.

Perpetuas Vater besuchte seine Tochter im Gefängnis. Er wollte sie überreden, ihren Glauben aufzugeben.

„Vater“, sagte sie, „siehst du diesen Tonkrug?“

„Ja“ antwortete er.

„Kann er irgend etwas anderes sein als ein Krug?“

„Nein.“

„Genausowenig kann ich etwas anderes sein als ich bin – eine Christin.“

Ihr Vater wurde wütend und schlug sie, aber als er sah, daß es nichts nützte, verließ er sie.

Die fünf Christen wurden in das große Gefängnis von Karthago gebracht, das schrecklich überfüllt war. Mit Geld konnten christliche Freunde die Wachen erweichen, sodaß Perpetua ab und zu in den Gefängnishof hinausdurfte, um sich an der frischen Luft zu bewegen. Dort durfte sie

dann auch mit Mutter und Bruder sprechen und – was das Schönste war – sie konnte ihr kleines, hungriges Bublein stillen, das diese mitbrachten.

Ihr Vater kam noch einmal, um sie zu sehen, und sagte: „Tochter, nimm doch Rücksicht auf mein weißes Haar. Ich habe dich aufgezogen. Ich habe dich mehr geliebt als deine Brüder. Zerstöre doch nicht vor aller Augen meinen Ruf! Denke an deine Mutter und deine Tante! Vernichte doch nicht unsere Familie!“

Er küßte ihre Hände und kniete mit Tränen in den Augen vor ihr. Aber Perpetua konnte nur antworten:

„Das Urteil wird so sein, wie Gott es will. Unser Leben hängt von Ihm ab, nicht von uns.“

Endlich mußte sie vor dem Richter erscheinen. Ihr Vater kam auch mit ihrem Söhnchen.

„Hab doch wenigstens Erbarmen mit deinem Kind!“ flehte er seine Tochter an.

„Ja“, sagte der Richter. „Denk an deinen kleinen Sohn und an deinen alten Vater. Opfere dem Kaiser und du bist frei.“ „Das kann ich nicht tun“ antwortete Perpetua. „Ich bin Christin.“

Da ließ man ihren Vater auspeitschen. Perpetua fühlte die Schläge, als ob sie selbst gepeitscht würde.

Danach verurteilte der Richter die 5 Christen zum Tod durch wilde Tiere. Gefangene auf diese Weise umzubringen gehörte mit zu den Schauspielen, die die Römer so sehr liebten. Drei Tage vorher gebar die Sklavin Felicitas im Gefängnis eine Tochter. Sie gab ihr Kind einer Christin, die

es wie ihr eigenes aufziehen wollte. Am 7. März 203 machten sich die Verurteilten freudig auf den Weg zur Arena. Sie waren so froh, weil sie an diesem Tag beim Herrn im Himmel sein würden. Ein Sklave mußte eine Tafel mit ihren Namen und ihren Verbrechen voraustragen: „Sie sagen, sie seien Christen.“ Zuerst wurden die Männer den wilden Bestien vorgeworfen. Ein Leopard und ein Bär stürzten sich auf die beiden ersten, ein wilder Eber zerriss den dritten.

Darnach trieb man die beiden Frauen nackt in die Arena, wo man eine aufgestachelte, wild schnaubende Kuh auf sie hetzen wollte. Als jedoch die blutdürstige Menge die zarte Perpetua und Felicitas sah, die soeben ein Kind geboren hatte, wurde sie von Mitleid bewegt, das aber nicht ausreichte, um den Gefangenen die Freiheit zu erbitten. Man forderte lediglich, daß sie sich bekleiden dürften. Dann führte man sie wieder zurück.

Die wütende Kuh griff zuerst Perpetua an und warf sie in die Luft. Sie fiel auf den Rücken, konnte sich aber mühsam unter Schmerzen wieder aufrichten. Sie sah Felicitas, ihre Dienerin und Glaubensschwester ebenfalls zu Boden geworfen und kam ihr zu Hilfe.

Nachdem die Verletzten sich so gegenseitig geholfen hatten, entschied die Menge, diese tapferen Frauen vom Tod durch wilde Tiere zu verschonen. Statt dessen sollte das Urteil durchs Schwert vollzogen werden. Als sie die Arena verließen, sah Perpetua ihren Bruder in einer Gruppe

von Christen stehen. Sie rief ihnen zu: „Seid treu! Liebt einander! Schämt euch nicht dessen, daß wir für unseren Glauben sterben!“

Kurz darauf brachte man die Frauen, verletzt und blutig, zurück in die Arena, damit das Volk ihrem Ende durch die Schwerter der Soldaten zuschauen könnte. Vorher verabschiedeten sie sich noch voneinander mit dem christlichen Gruß, dem Friedenskuß. Dann erwarteten sie schweigend den Tod.–

Kapitel 2:

Wer hat wirklich Macht?

Die römischen Kaiser verfolgten und töteten Christen in Nordafrika von 180 bis 313 n.Chr., also über 100 Jahre lang. Viele Christen mußten in den Kupfer- und Silberminen bei Constantine (heute Algerien) arbeiten. Oft wurden diese Minenarbeiter geschlagen, manchen wurde ein Auge ausgestochen, anderen schor man den Kopf kahl oder brannte ihnen mit einem rotglühenden Eisen ein Mal auf der Stirn ein. Viele Sklaven wurden an den Knöcheln aneinander gebunden. Einige fesselte man derart vom Hals zu den Füßen, daß sie nicht mehr aufrecht stehen konnten.

Cyprian, ein nordafrikanischer Kirchenvater, war wegen seiner Tätigkeit aus Karthago in ein kleines Dorf verbannt worden. Von dort aus schrieb er den christlichen Sklaven ermutigende Briefe. Darin hieß es u.a.: „Ehe man Euch in die Minen steckte, hat man Euch geschlagen. Aber eine hölzerne Keule ängstigt einen Christen nicht, denn unsere Hoffnung liegt im Holz des Kreuzes. Man hat Euch Hände und Füße gefesselt und Euch weh getan. Aber Gott ist in Euch und Ihr habt Mut – deshalb sind Eure Ketten nicht Fesseln, sondern wie Schmuck, den Gott gemacht hat. Ihr dürft Euch nicht waschen und seid äußerlich schmutzig, aber innerlich seid Ihr rein und

sauber. Ihr friert, weil Ihr nicht genug Kleidung habt, aber wer „Christus angezogen“ hat, ist wohl gekleidet. Ihr könnt das heilige Abendmahl nicht feiern, aber Euer Leben ist eine kostbare Gabe und Opfer, heilig und angenehm vor Gott, wie es der Apostel Paulus den Christen in Rom geschrieben hat.“ –

Im September des Jahres 258 wurde Cyprian selbst von zwei Offizieren festgenommen. Nur einer von ihnen blieb während der Nacht als Wache bei ihm. Da kamen viele Freunde Cyprians und nötigten ihn, mit ihrer Hilfe zu fliehen.

„Nein!“, sagte er, „ich will mich nicht retten. Oder besser gesagt, ich werde mich retten – für das ewige Leben. Wenn ich den Kampf aufgebe, könnten andere auch dazu verleitet werden.“ – Er schaute seine Besucher an. „Warum weint Ihr?“ fragte er. „Ich gehe nicht in den Tod, sondern zum Sieg. Ich bitte Euch, bringt Euch nicht selbst in Schwierigkeiten. Seid gute Bürger. Wir anerkennen den Kaiser und das Kaiserreich, aber wir nehmen ihre Götter nicht an.“

Am nächsten Morgen brachte man Cyprian vor Gericht und begann das Verhör: „Bist du, Cyprian, der Leiter dieser gottlosen Leute, die sich Christen nennen?“

„Das bin ich.“

„Die heiligen Kaiser befehlen dir, unseren Göttern Opfer zu bringen.“

„Das werde ich nicht tun.“ „Du bist lange Zeit diesen gottlosen Weg gegangen und hast viele in diesen Irrtum geführt. Du bist ein notorischer

Verbrecher. Deshalb werden wir mit dir ein Exempel statuieren, um diejenigen zu warnen, die du irregeführt hast. Du bist verurteilt zum Tod durchs Schwert.“

„Ich preise Gott!“ war Cyprians Antwort.

Diese Nachricht verbreitete sich rasch unter der draußen wartenden Menge. Die Christen riefen: „Wir sind alle Cyprians! Tötet uns mit ihm!“

Sogar viele Nichtchristen waren über das Urteil verärgert. Sie erinnerten sich daran, daß Cyprian während einer kürzlichen Epidemie unermüdlich geholfen hatte. Er hatte sein eigenes Leben eingesetzt, um die Kranken zu pflegen, und hatte auch andere Menschen dazu angeleitet.

Cyprian wurde aus dem Gerichtsgebäude hinausgeführt auf ein Feld, wo er hingerichtet werden sollte. Er kniete nieder und betete. Dann stand er auf und übergab seinen Mantel an die Diakone, die ihn begleiteten. Als der Henker auf ihn zuschritt, sagte Cyprian zu seinem Freund Pontius: „Du mußt diesem Mann 25 Silberstücke geben für seine Mühe.“ Dann verband er sich selbst die Augen und kniete nieder, wobei er den Kopf so beugte, daß der Henker leicht den Schlag führen konnte, um ihn zu enthaupten.

Wir wissen dies alles so genau, weil es der Diakon Pontius niedergeschrieben hat. Am Ende seines Berichts steht:

„Das Datum war der 14. September 258. Der Ort war Karthago. Der Kaiser war Valerius, der Statthalter war Galarius der Große. Wer aber in Wirklichkeit die Macht hat, das ist unser Herr Jesus Christus.“ –

„So möge denn das ganze Haus Israel mit Sicherheit erkennen, daß Gott Ihn zum Herrn und zum Christus gemacht hat, eben diesen Jesus, den ihr gekreuzigt habt!“ (Apg. 2, 36 Menge)

„...damit im Namen Jesu sich jedes Knie aller derer beuge, die im Himmel und auf Erden und unter der Erde sind, und jede Zunge bekenne, daß Jesus Christus der Herr ist, zur Ehre Gottes, des Vaters.“
(Phil. 2, 10+11 Menge)

Kapitel 3:

Gottes Soldaten

Etwa 30 Jahre nach dem Tod Cyprians feierte das ganze römische Imperium den Geburtstag des Kaisers. Doch in Tanger (im heutigen Marokko) feierte einer nicht mit, Marcellus. Er war ein Centurio in der römischen Armee, d.h. er befahl 100 Mann. Nun aber war er Christ geworden, ein Soldat Jesu Christi. Wie konnte er da seinen Treueid gegenüber dem christenverfolgenden Kaiser halten? - so überlegte er. Und er beschloß, nicht länger Soldat für den römischen Kaiser zu sein.

Anstatt zu feiern, rief er seine Hundertschaft zusammen, legte vor ihr seine Waffen ab sowie das Abzeichen seines Ranges und sprach: „Ich bin ein Christ. Ich kann dem Kaiser nicht mehr länger dienen.“

Daraufhin brachte man Marcellus – es war im Juli des Jahres 289 – vor den Statthalter Fortunatus. Dieser hätte den Fall gerne vertuscht, aber weil Marcellus seinen Glauben und seinen Entschluß, die Armee zu verlassen, öffentlich bekannt gegeben hatte, blieb ihm keine Wahl. Er ließ Marcellus verhaften.

Am 31. Oktober stellte man ihn vor den Richter Agricola.

„Bekennst du dich der Anklage schuldig?“ fragte dieser.

„Ja,, antwortete Marcellus.

„Welcher Wahnsinn hat dich veranlaßt, deinen Offizierseid zu brechen und diese Christen-Torheit zu glauben?“

„Es ist keine Torheit, Gott zu fürchten.“

„Aber du hast deine Waffen niedergelegt!“

„Ja, es ist nicht gut für einen Christen, der Christus dient, auch heidnischen Mächten zu dienen“, antwortete Marcellus. Der Richter verurteilte ihn zum Tod durchs Schwert. Marcellus' Antwort darauf war: „Möge Gott dich segnen, Agricola.“

Sechs Jahre später gab es in der Nähe von Tebessa im heutigen Algerien eine andere Geburtstagsfeier. Diesmal jedoch nicht zu Ehren des Kaisers, sondern wegen eines jungen Mannes, Maximilian. Dessen Vater, Fabius Victor, war stolz auf seinen stattlichen Sohn. Als Werbeoffizier für die römische Armee hatte Fabius eine ganz besondere Geburtstagsüberraschung für Maximilian geplant. Er hatte Dion, dem Befehlshaber des Gebietes, angekündigt, daß sein Sohn in die Armee eintreten würde. Dazuhin hatte er diesem eine Uniform schneidern lassen.

Doch statt Freude, wie Fabius erwartete, löste diese Überraschung bei seinem Sohn Traurigkeit aus.

„Vater“, sagte Maximilian, „du weißt doch, ich bin Christ geworden, und mein Herr sagt, ich soll meine Feinde lieben. Wie kann ich da Soldat werden? Das ist unmöglich!“

Fabius war entsetzt. „Mein Sohn“, sagte er, „ich wußte nicht, daß dich das Christentum vom

Armeedienst abhalten würde. Aber ich habe dem Befehlshaber bereits deinen Namen gegeben und morgen mußt du dich melden. Andernfalls kannst du zum Tod verurteilt werden.“

„Ich werde morgen mit dir gehen, aber ich werde nicht in die Armee eintreten“, antwortete Maximilian.

Am nächsten Tag versuchte der Befehlshaber Dion, den jungen Mann zu überzeugen, daß er auf dem falschen Weg sei:

„Man hat mir gesagt, es gäbe andere Christen in der Armee, die im Soldatsein keinen Widerspruch zu ihrem Glauben sehen.“

„Sie mögen ihrer Meinung gewiß sein, aber ich weiß, was für mich richtig ist. Ich werde nicht römischer Soldat, ich bin bereits ein Soldat meines Gottes“, gab Maximilian zur Antwort.

„Sei nicht töricht“, sagte Dion. „Ich will dir dieses Abzeichen anstecken und vergessen, daß du dich Christ genannt hast. Das ist allein ja schon ein Verbrechen, wie du weißt.“

„Wenn du mir das Soldatenabzeichen ansteckst, werde ich es entfernen, denn ich trage bereits das Abzeichen Christi. Ihm diene ich und Er ist es, dem ich gehorchen werde.“

Da verkündigte der Befehlshaber das Urteil: „Du bist zum Tod durch das Schwert verdammt!“

„Danke, Herr Jesus!“, sagte Maximilian.

Auf dem Weg zum Hinrichtungsplatz bat er höflich: „Vater, nimm die neue Uniform, die du für mich hast anfertigen lassen und gib sie dem Soldaten, der mich töten wird.“

Die Kirche ehrte Maximilian, indem sie seinen Körper neben ihrem Führer Cyprian beerdigte, der sein Leben 37 Jahre zuvor für den Herrn gegeben hatte. Beide dienten als gute Soldaten Jesu Christi.–

„Nimm teil an den Trübsalen als ein guter Kriegsmann Jesu Christi.“ (2.Tim. 2, 3)

Kapitel 4:

Wo ist „Abba“?

Abba (Vater) Athanasius war mehr als 45 Jahre lang, von 326 bis 372 n.Chr., Führer oder Patriarch der Koptischen Kirche in Ägypten. Die römischen Kaiser hatten zwar schon früher das Christentum angenommen, aber jetzt hatten Streitfragen innerhalb der Christen(heit) Verfolgung und Leid über die Kirche gebracht. Einige, die sich in Irrlehren verlaufen hatten, versuchten, die anderen zu diesem Irrweg zu zwingen. Auch manche Kaiser nahmen diese falschen Lehren an.

Eines Tages kamen mehrere römische Soldaten zu Abba Athanasius und befahlen ihm, seine Kirchengemeinde und sein Land zu verlassen und ins Exil zu gehen. Er weigerte sich jedoch, denn er besaß eine schriftliche Aufenthaltsgenehmigung des Kaisers. Nachdem er aber wiederholt von Soldaten aufgefordert wurde zu gehen, erkannte Athanasius, daß er in Gefahr war. Deshalb bat er seine Gemeinde zu fasten und zu beten.

Da wurde eines Abends die in der Kirche versammelte Gemeinde bei ihrem Gottesdienst durch Lärm aufgeschreckt. Die Türen wurden aufgerissen und die hereinstürmenden Soldaten drangen rücksichtslos auf die Anwesenden ein und schossen Pfeile auf sie. Abba Athanasius saß vorne in der Kirche. Er ließ sofort seinen

Diakon Psalm 136 lesen, und bat die Gemeinde, als Antwort auf jeden Vers zu sprechen:

„Denn die Güte Gottes währet ewiglich.“

Alle standen. Während sie die Glaubensworte rezitierten, bildeten ihre Leiber eine lebende Mauer zwischen den Soldaten und ihrem geliebten Bischof. Unauffällig stellten sich einige Mönche um Athanasius und trugen ihn weg. Als sich die Soldaten endlich brutal ihren Weg durch die Menge gebahnt hatten, war gerade derjenige verschwunden, den sie tot oder lebendig fangen sollten. Als bei einer anderen Gelegenheit die Obrigkeit Athanasius befahl, Alexandria zu verlassen, beschloß er, lieber zu folgen als seine Gemeinde in Gefahr zu bringen. Er wollte den Nil stromaufwärts segeln, zuvor aber versammelte er seine Leute und sagte zu ihnen: „Laßt eure Herzen nicht betrübt sein. Dies ist nur eine vorüberziehende Wolke.“ Dann hißten seine Gefährten die Segel.

Athanasius wußte nicht, daß ihm auf Befehl des Präfekten römische Soldaten in einem Schiff folgten. Unterwegs ließ Athanasius das Ufer ansteuern, um unter einer Palme Rast zu machen. Plötzlich sagte er: „Wir wollen nicht weiterhin stromaufwärts fahren. Wir segeln zurück nach Alexandria, um zu zeigen, daß Er, der uns schützt, stärker ist als der, welcher uns verfolgt.“

Also bestiegen sie das Schiff, wendeten es und fuhren zurück in Richtung Alexandria. Kaum hatten sie ein paar Meilen zurückgelegt, da begegneten sie dem Boot des Präfekten. Die

Seeleute riefen: „Habt ihr Athanasius und seine Männer gesehen?“ Athanasius, der zwischen seinen Freunden saß und dessen Gesicht von einer Kapuze halb verdeckt war, antwortete: „Er ist nicht weit!“

Also fingen die Schiffer des Präfekten an, schneller zu rudern, stromaufwärts, während Athanasius mit seinen Gefährten unbehelligt stromabwärts nach Alexandria fuhr. Er kam wohlbehalten an und lebte dort einige Zeit in Sicherheit, weil der Präfekt nichts von seiner Anwesenheit wußte.

Nicht lange danach, gegen Ende des 3. Jahrhunderts, verbannte ein anderer Kaiser alle Bischöfe der Kirche aus dem Land.

Eines Abends arbeitete einer von ihnen, Abba Melas, in seiner Kirche. Als er gerade die Lampen reinigte und anzündete, kam eine Schar Soldaten, um ihn ins Exil abzuführen. Da es ihnen überhaupt nicht in den Sinn kam, daß der „Diener“, der solche niedrigen Arbeiten verrichtete, der Bischof selbst sein könnte, befahlen sie ihm: „Bring' uns zu Abba Melas!“

Dieser antwortete: „Ich werde dem Bischof euer Kommen ankündigen,“ und führte sie zu seinem eigenen Haus. Dort bereitete er ihnen eine Mahlzeit und bediente sie eigenhändig. Erst nachdem sie genug gegessen hatten, sprach er: „Ich bin Abba Melas!“

Da waren die Soldaten sehr überrascht und von seiner freundlichen Art und Demut so beeindruckt, daß sie ihm die Möglichkeit der Flucht anboten.

„Nein!“, sagte er, „ich möchte lieber mit der Wahrheit verbannt als ohne die Wahrheit frei sein.“–

„Jesus sprach nun zu den Juden, welche Ihm geglaubt hatten: Wenn ihr in Meinem Worte bleibet, so seid ihr wahrhaft Meine Jünger; und die Wahrheit

wird euch frei machen...Wenn nun der Sohn euch frei machen wird, so werdet ihr wirklich frei sein.“ (Joh. 8, 31, 32+36)

Kapitel 5:

Der liebende Bandit

Mose der Schwarze war ein so aufsässiger Sklave, daß ihn sein ägyptischer Herr einfach wegjagte, weil er ihn nicht meistern konnte. Danach lebte Mose, es war etwa um das Jahr 400 n.Chr., geächtet als Bandit in einer Wüsten-
gegend. Weil er eine starke Führungsgabe hatte, sammelten sich bald 70 andere Banditen um ihn. Diese Räuberbande machte die ganze Gegend unsicher.

Mose war riesengroß. Es ging das Gerücht, daß er ein ganzes Schaf auf einmal essen und einen ganzen Krug Wein trinken könne. Neben gutem Essen liebte er Frauen und das Töten von Menschen.

Aber gelegentlich fragte Mose der Schwarze auch nach Gott. Dann pflegte er zur Sonne aufzuschauen und zu sagen: „Oh, Sonne, wenn Du Gott bist, sag es mir doch. Ich kenne Dich nicht, Gott. Zeige Dich mir.“

Als er eines Tages wieder so betete, hörte er eine Stimme: „Geh zum Wadi Natrun in der Wüste. Die heiligen Männer dort werden dir von Gott erzählen.“ Als Mose in diesem Kloster ankam, erschrakten die Mönche über den riesigen Mann mit seinem Schwert, aber sie gaben ihm den gewünschten Unterricht.

Mose lernte mit Eifer, er war glücklich und wurde bald getauft. Er lebte bei den Mönchen in

einer Einzelzelle und versuchte, durch ein gutes Leben seine vielen vergangenen Sünden wieder gut zu machen. Er änderte sich so vollständig, daß die 500 Mönche ihn zu ihrem Oberhaupt wählten.

Als einmal am Kloster Vorüberziehende ihn verspotteten und viel Kränkendes über ihn sprachen, antwortete Mose nichts. Nachher fragten ihn die Mönche: „Hast du dich nicht über das Gerede dieser Leute geärgert?“

„Doch“, antwortete Mose. „Aber ein wahrer Nachfolger Christi muß es lernen, ruhig im Körper und ruhig in der Seele zu bleiben. Wenn man verhöhnt wird und seine Zunge dabei im Zaum hält, hat man einen ruhigen Körper. Und wenn man trotz Kränkung keinen Zorn fühlt, dann hat man eine gelassene Seele.“

Ein anderes Mal machte sich ein Bruder eines schweren Vergehens schuldig. Die anderen, die ihn richten und die Strafe festlegen wollten, sandten nach Mose, daß er ihnen helfe. Da erschien er mit einem alten schweren Korb voll Sand auf seinem Rücken. „Was tust du? Was in aller Welt ist das?“ riefen sie.

Mose antwortete: „Wenn ich einen anderen richten soll, dann darf ich nicht vergessen, wie schwer meine eigenen Sünden waren, obwohl ich sie nicht mehr tragen muß.“

Durch dieses mahnende Beispiel veranlaßte er die Mönche, ihrem schuldigen Bruder zu vergeben. Sie sagten ihm: „Gehe und sündige nicht mehr!“ (Joh. 5, 14).–

Kapitel 6:

Friede und Verfolgung

Nachdem der Islam im Jahre 642 Ägypten erobert hatte, gab es für die Kirche sowohl Zeiten des Friedens als auch Zeiten der Verfolgung. Es hing vom Charakter und der Laune der verschiedenen mohammedanischen Herrscher ab. Begebenheiten aus dem Leben von Patriarch Abba Mattheus, der die Kirche von 1378 – 1409 leitete, illustrieren dieses „Auf und Ab“.

In Kairo wollte der Mob ein bestimmtes Kloster anzünden. Aber Sultan Barquq war ein guter Herrscher. Als er davon hörte, sandte er vier islamische Richter aus, um den Brand zu verhüten. Nun konnten die Richter zwar die Volksmenge zerstreuen, aber die verärgerte Menge beschloß, ein anderes Kloster in Brand zu stecken. Abba Mattheus erfuhr es und eilte zu diesem Kloster. Als die Aufrührer ankamen, stellte er sich vor sie hin und rief ihnen zu: „Wer wagt es, sein Schwert zu nehmen und mich zu töten? Denn hier stehe ich und lasse keinen ein!“ Der Mob, erstaunt über seinen Mut, zog sich zurück.

Später wurde Sultan Barquq aus seiner Machtstellung vertrieben von zwei Prinzen, die die Christen ständig belästigten. Einer dieser Prinzen ließ Abba Mattheus zu sich kommen und befahl ihm, alle Kirchengelder und Schätze herauszugeben. Doch Mattheus weigerte sich so standhaft, daß

der Prinz seinen Mut bewunderte und ihn gehen ließ.

Einmal erfuhr Abba Mattheus , daß der zweite Prinz eine Christenverfolgung plane. Er ging zu ihm und tadelte ihn scharf. Wütend zog der Prinz sein Schwert. Doch Mattheus beugte ruhig seinen Kopf vor ihm und sagte: „Nun, töte mich.“ Vor lauter Verblüffung ließ ihn der Prinz in Frieden gehen.

Später wurden diese beiden Prinzen abgesetzt. Sultan Barquq kehrte zurück und es gab wieder eine Zeit des Friedens. Dieser Friede endete jedoch mit Barquqs Tod, weil nun der grausame Sultan Sodon dessen Platz einnahm.

Weil Abba Mattheus erfuhr, daß dieser Sultan ein großes Christen-Massaker plane, ging er in die Kirche und betete sieben Tage lang. In einer Vision hörte er: „Gott hat dein Flehen erhört und die Pläne des Feindes werden zunichte gemacht.“

Da kehrte Mattheus frohlockend heim. Dort fand er die Nachricht vor, daß Sultan Sodon ihn dringend zu sehen wünsche. Der Sultan sprach: „Mattheus, irgendetwas in meinem Inneren zwingt mich, dir zu sagen, daß ich geplant habe, die Christen zu töten.“

Abba Mattheus antwortete: „Gott ist die Zuflucht seiner Leute. Ohne Gottes Erlaubnis kann kein noch so mächtiger Sultan seinem Volk etwas antun.“

Daraufhin versammelte Abba seine Gemeinde und sie dankten Gott für ihre Befreiung.

Nun war aber der zweitmächtigste Mann im Lande Prinz Ozbek. Er haßte die Christen und tötete so viele er konnte oder warf sie ins Gefängnis. Abba Mattheus bat ihn, die Leute in Frieden leben zu lassen, doch der Prinz wies ihn unerbittlich ab. Mattheus ging wieder in seine Kirche und betete um Hilfe für die verfolgte Gemeinde. Nach 6 Tagen erhielt er die Nachricht, daß Prinz Ozbek erdolcht worden sei.

Nun herrschte Frieden, anschließend aber begann wieder eine rücksichtslose Verfolgung unter einem neuen Herrscher, Prinz Gamal. Mattheus betete ernstlich für die Kirche, aber nun war er schon so alt und gebrechlich, daß er krank wurde.

Der Prinz beschloß, von Abba Mattheus eine Extrasteuer von 1/2 Million Dinare zu fordern. Die Christen gaben alles, was ihnen möglich war, um diese astronomische Summe aufzubringen, und sie konnten dem Prinzen das Geld für ihren geliebten „Vater“ abliefern.

Beim Empfang desselben wurde Prinz Gamal noch unverschämter und überheblicher. Er sandte einen Boten zu Abba Mattheus und ließ ihm sagen: „Du mußt persönlich vor mir erscheinen!“

Mattheus, der krank zu Bett lag, lächelte glücklich und antwortete dem Boten: „Heute kann ich nicht aufstehen. Hole mich morgen ab.“

Abba Mattheus konnte lächeln, denn er wußte, daß er noch an diesem Tag sterben und beim Herrn sein würde.

Außer den Christen liebten und verehrten ihn viele Moslems und Juden und beklagten seinen Tod. –

Kapitel 7:

Sie fanden den Weg

Im frühen 19. Jahrhundert lebten die Bewohner der Insel Madagaskar in Sklaverei und Armut, ohne Schulen und ohne sonstige Bildung. Der junge König Radama I. wollte alles tun, um seinem Volk zu einem besseren Leben zu verhelfen. Als erstes bat er England, ihm bei der Erreichung seiner Ziele zu helfen. Die englischen Missionare, die auf seine Bitten hin nach Madagaskar kamen, fanden viel zu tun. Sie schrieben die Landessprache auf, eröffneten die ersten Schulen auf der Insel und fingen an, die Bibel zu übersetzen.

Um 1828 hatte sich schon manches geändert auf Madagaskar. Einige Menschen waren Christen geworden. Sie hatten Bibeln in ihrer eigenen Sprache, und das Verhältnis zwischen Herren und Sklaven hatte sich auch gebessert. Aber noch bevor er mehr erreichen konnte, starb König Radama mit 36 Jahren. Ravalona, eine seiner Frauen, übernahm den Thron.

Königin Ravalona und ihre Berater liebten die Neuerungen nicht. Sie wollten die alte Religion der Ahnenverehrung beibehalten. Sie wollten weiterhin mit Zauberei und Hexerei arbeiten, um ihre Stellung als Herrscher zu festigen. Königin Ravalona wollte auch das Christentum los werden, weil es ihren alten Sitten fremd war. So erklärte sie jeden zum Verräter, der etwas gegen die Zauberei sage.

Am 2. März 1835 rief Königin Ravalona das Volk zusammen. 80000 versammelten sich, um das königliche Dekret zu vernehmen: „Die christliche Religion ist ab sofort auf der ganzen Insel verboten. Die Christen haben einen Monat Zeit, sich von dieser Religion der Weißen abzuwenden.“

Die Durchführung dieser Anordnungen ließ Ravalona durch viele Spione überwachen. Sie stellte auch eine königliche Armee auf und ermutigte das Volk, jeden zu denunzieren, von dem man glaubte, daß er ein Christ sei. Seit die Königin die englischen Missionare gezwungen hatte, ihr Königreich zu verlassen, waren die Christen auf sich selbst gestellt. Aber sie hatten Gott und ihre Bibeln. Sie waren nicht ängstlich, sondern vorsichtig. Sie begannen, sich heimlich zu treffen, manchmal im Wald, manchmal in Höhlen, aber nie zweimal am selben Platz. Sie mußten auch ihre Bibeln heimlich lesen, denn die Königin ließ alle verbrennen, die man fand.

Zwei Jahre nach dem Dekret der Königin Ravalona blühte die christliche Kirche immer noch. Da verklagte jemand eine junge Christin namens Rasalama, und sie wurde zum Tod verurteilt. Als man sie auf den Hügel brachte, wo sie getötet werden sollte, sang sie das Lied:

Ich habe den Weg gefunden,
und ich gehe auf ihm.

Ich habe Erlösung empfangen,
und ich halte sie fest.

Oh Heiliger Geist, hilf mir.

Am Hinrichtungsort bat Rasalama um Erlaubnis zu beten. Die Soldaten der Königin töteten sie mit ihren Speeren während des Gebets. Einer der Zuschauer sagte: „Wenn ich so friedevoll und gut wie sie sterben könnte, würde ich gern mein Leben für den Erlöser geben“.

Rasalama war die erste christliche Märtyrerin auf Madagaskar. Später wurden manche gesteinigt, manche verbrannt, manche mußten Gift trinken. Andere, die sich weigerten, den Herrn zu verleugnen, rollte man in Strohmatte ein und warf sie von einer Anhöhe nahe dem königlichen Palast auf die Felsen in der Tiefe. Trotzdem konnte die Kirche nicht ausgelöscht werden. Jeder Tod eines Christen brachte andere zum Glauben an Christus. Sogar der einzige Sohn der Königin wurde Christ! Während der 30 Jahre, die Königin Ravalona die Kirche verfolgte, tötete sie mehrere tausend Christen. Aber viele tausend andere wurden gläubig. –

Kapitel 8:

Gottes Sklaven

Um 1870 war im Deltagebiet Nigerias die Mehrheit der Bevölkerung Sklaven. Als sich das Christentum hier allmählich ausbreitete, versuchten die Dorfhäuptlinge alles, was in ihrer Macht stand, um ihre Sklaven von der neuen Religion abzuhalten. Wenn ein Sklave Christ wurde, versuchte sein Herr ihn zu zwingen, etwas gegen seinen Glauben zu tun. Man ließ in sonntags arbeiten oder Fleisch essen, das anderen Göttern geopfert war.

Einer der Häuptlinge, „Kapitän Hart“ genannt, war besonders grausam. Seine Frau haßte die Christen. Er befahl einem seiner Sklaven, Josua, der ein Christ war, Fleisch von einem heidnischen Opfer zu essen. Als Josua sich weigerte, ließ ihn Kapitän Hart strafen für seinen Ungehorsam. Seine Männer mußten ihn hoch in die Luft werfen und dann auf den Boden fallen lassen. Das wurde mehrmals wiederholt, bis sein Körper zerschlagen und gebrochen war. Sein Geist jedoch war ungebrochen.

Sie baten ihn dringen und drohten ihm. Josua sagte: „Wenn mein Herr eine Arbeit von mir fordert, dann werde ich mein Bestes tun, sei die Arbeit auch noch so schwer. Aber wenn er von mir verlangt, daß ich etwas essen soll, was Götzen geopfert ist, so werde ich es nie tun.“

Deshalb wurde Josua zum Tod verurteilt. Man band ihm Hände und Füße, warf ihn in ein Kanu und paddelte auf den Fluß hinaus, um ihn zu ertränken. Währenddessen betete Josua: „Vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun.“

Kapitän Hart schrie ihn an: „Betest du schon wieder?“

Er packte Josua und warf ihn ins Wasser. Als Josua an die Oberfläche kam, zogen ihn die Männer ins Boot. Kapitän Hart wollte ihm noch eine Chance geben, seinen Glauben zu widerrufen und dadurch sein Leben zu retten.

Doch Josua hielt an seinem Glauben fest, also warf man ihn zurück ins Wasser. Als sein Körper hochkam, schlugen sie ihm mit ihren Paddeln auf den Kopf und durchstachen seinen Körper mit einem spitzen Stock bis er starb.

1876 weigerten sich 5 Sklaven, an heidnischen Opfern teilzunehmen, weil sie Christen waren. Deshalb legte sie ihr Herr in Ketten und zwang sie, monatelang im Wald zu leben. Einer von ihnen sagte: „Ich kann unmöglich in das alte Heidentum zurückkehren. Jesus hat an mein Herz ein Vorhängeschloß angebracht und den Schlüssel behalten!“

Zwei Jahre später verhungerte ein anderer Sklave, weil er kein Fleisch essen wollte, das zuvor geopfert worden war. Andere band man an Pfähle an, den Ameisen zur Speise! Schließlich beschlossen die Herren, die christlichen Sklaven zu zerstreuen, d.h. einen vom anderen zu trennen und von ihrem Andachtsraum fernzuhalten. Doch

alle diese Maßnahmen halfen nur mit zur verstärkten Ausbreitung des Christentums!

Auch Kapitän Hart änderte sich, nachdem seine Frau gestorben war. Nun ließ er seine Sklaven anbeten, wie sie wollten. Vor seinem Tod warf er seine eigenen Fetische in den Fluß und empfing die Taufe.

Auf der anderen Seite Afrikas, in Kenia, geschahen zur selben Zeit andere Dinge.

David Koi wurde von seiner Gemeinde zu einem Kirchenzentrum bei Kilifi als Bibellehrer geschickt. Eine Gruppe ehemaliger Sklaven, die bei Fulodogo siedelten, baten David, in ihr Dorf zu kommen und sie zu lehren. Aber David hatte kaum erst seine Arbeit in Kilifi begonnen, deshalb fragte er seine Gemeinde. Diese war einverstanden, daß er weggehen sollte, um zu der Siedlung ehemaliger Sklaven zu gehen.

1883 kamen etliche Sklavenbesitzer zu Davids Haus. David hatte den Verdacht, daß sie nichts Gutes vorhätten, aber er behandelte sie mit christlicher Höflichkeit. Als sie sein Haus betraten, sagte David: „Wir wollen zusammen beten.“ Er kniete nieder und betete zu Gott, er möge diese Besucher segnen und ihr Gespräch leiten.

Die Sklavenhalter fragten ihn aus über die früheren Sklaven, die hier in Fulodogo lebten. David Koi erklärte: „Ich ermutige keine Sklaven, von ihren Herren zu fliehen. Diejenigen, die hierher kommen, sind frei, ihre eigene Arbeit zu tun und ihren eigenen Garten zu versorgen.“

Die Männer starrten ihn mißtrauisch an, als David fortfuhr: „Ich lehre hier nur aus der Bibel. Die Kirche hat mich geschickt, und diese Leute zahlen mir nichts. Ich bin nur hier, um ihnen zu helfen.“

Nun wurden die Männer ärgerlich. Sie sagten zueinander: „Wir können nicht glauben, daß ein Mann mit solcher Ausbildung und Fähigkeit hier ist, nur um diesen ehemaligen Sklaven zu helfen. Er versucht, uns zu betrügen.“

„Was lehrst du diese Leute?“ wollte einer von ihnen wissen. „Ich lehre die Menschen das Evangelium von Jesus Christus, wie es uns in der Bibel gesagt wird.“ Auch erzählte er den Sklavenhaltern von seinen eigenen Erfahrungen mit Jesus. Das war zuviel für diese. Wenn die Leute anfangen, solche Dinge zu glauben, dann wäre die Sklaverei bald vorbei, so dachten sie. Sie beschlossen deshalb, ihren eigenen Sklaven so sehr Furcht einzujagen, daß sie nie versuchen würden zu fliehen.

Einige der Sklavenhalter eilten hinaus und gruben ein Loch so tief, daß ein Mann aufrecht darin stehen konnte. Dahinein stellten sie David, so daß nur sein Kopf und seine Schultern über dem Boden sichtbar waren. Und so köpften sie ihn.

Kapitel 9:

Ihr könnt unsere Seelen nicht verbrennen

Mwanga, mit 20 Jahren schon König von Uganda, hatte eine böse und grausame Natur. Das Christentum war gerade erst ein paar Jahre zuvor nach Uganda gekommen. Trotzdem gab es schon viele Gläubige, sogar einige junge Männer in der Dienerschaft des Königs. Auch der Oberste von allen 200 Dienern, Joseph Mukasa, war Christ.

Nun liebte es der König, homosexuelle Beziehungen mit seinen Dienern zu unterhalten. Deshalb warnte Joseph die jungen Christen: „Weigert euch, wenn der König euch zu bösen Dingen überreden will.“ Auch versuchte er, jeden zu verstecken, auf den der König ein Auge geworfen hatte.

Als König Mwanga entdeckte, was vorging, wurde er wütend darüber, daß die Christen nicht tun wollten, was er wünschte. Sein Kanzler Kati-kiro haßte die Christen ebenfalls. Ganz besonders haßte er Joseph, weil dieser einmal eine Verschwörung vereitelte, die Kati-kiro gegen den König geplant hatte.

Hier war nun eine Gelegenheit, es ihm heimzuzahlen. Deshalb empfahl er dem König, sich des Joseph zu entledigen. Es war nicht schwer, den König zu überreden, und Joseph wurde verurteilt. Am 15. November 1885, gerade ehe der Henker

ihm den Kopf abschlug, gab ihm Joseph noch eine Nachricht für den König: „Katikiro läßt mich gegen das Recht töten. Ich vergebe ihm, aber er sollte besser sein Leben ändern!“

Nachdem er Joseph hatte töten lassen, dachte der König: „Jetzt werden die anderen Christen Angst haben. Jetzt wird es bald keine mehr geben.“ Aber wie sehr täuschte er sich! Die Christen befürchteten, daß dies erst der Anfang einer Verfolgung sein werde. Deshalb trafen sie sich jede Nacht heimlich zum Gebet und zur Stärkung durch die Gemeinschaft und durch Gott.

Jede Nacht kamen mehr Leute dazu. In einer Woche wurden 105 Menschen getauft!

Etwa 6 Monate später sah der König eines Tages Mwafu, den Sohn Katikiros, und fragte: „Wo warst du?“ „Ich war bei Dennis Sebuggwawo, der auf Eure Waffen achtgibt.“ „Was hast du dort getan?“ forderte der König Auskunft. „Dennis ist mein Cousin, und er lehrt mich über Jesus.“ Dennis hörte und sah, was da vorging, und kam Mwafu zu Hilfe. „Was ist das?“ schrie ihn der König an. „Was hast du mit Mwafu getan?“

„Ihn Religion gelehrt.“

„Du weißt, daß ich das verboten habe, und trotzdem wagst du es, diese Religion dem Sohn meines Kanzlers zu lehren?“ Der wütende König packte einen der vergifteten Speere seiner Soldaten und schleuderte ihn in Dennis' Hals. Dennis litt die ganze Nacht große Schmerzen und starb am nächsten Morgen. Er war 16 Jahre alt.

Der König war entschlossen, diese Religion auszurotten. Am nächsten Tag rief er alle seine Diener zusammen und ließ die Türen schließen. Er sagte: „Diejenigen von euch, die Christen sind, stellen sich dort in einer Reihe an die Wand. Die anderen bleiben bei mir.“

Etwa 30 von seinen Dienern stellten sich an der Wand auf.

„Seid ihr Christen?“ fragte er.

„Ja“, kam die Antwort.

„Wollt ihr Christen bleiben?“

„Ja“, erwiderten sie mit einer Stimme.

„Dann müßt ihr alle sterben!“

König Mwanga ließ sie alle fesseln, und am selben Nachmittag begannen sie den 27-Kilometer-Marsch nach Namugongo, dem Hinrichtungsplatz. Fünf von ihnen schafften es nicht bis dorthin und wurden unterwegs getötet. Einer wurde mit Stöcken erschlagen, zwei mit Speeren erstochen. Einem wurde zuerst ein Arm abgehackt, dann der Kopf. Einem schlug man die Hände ab, dann die Arme, anschließend die Füße. Zuletzt zog man ihm Hautfetzen ab und ließ ihn so liegen.

Als die verurteilten Sklaven in Namugongo angekommen waren, mußten sie 7 Tage warten, bis alles ordentlich vorbereitet war. Am Hinrichtungstag fesselten die Wachen jedem einzelnen Hände und Füße und rollten ihn in Strohmatten ein. Wie Holzklötze legte man sie dann in einer Reihe oben auf einen Holzstoß. Dann häufte man noch mehr Holz auf sie.

Die Männer, die das Feuer anzünden sollten, machten sich lustig über die Christen. „Wir wollen dieses Feuer anzünden und sehen, ob der Gott, an den ihr glaubt, euch davon erretten wird!“ Ein Christ namens Bruno rief zurück: „Ihr könnt nur unsere Körper, aber ihr könnt nicht unsere Seelen verbrennen!“

Dann berührten die Fackeln das trockene Holz. Das Geräusch der prasselnden Flammen wurde übertönt von betenden Stimmen. Feuer und Rauch zogen aufwärts. Es war am Himmelfahrtstag, dem 3. Juni 1886. An diesem Tag stiegen die Seelen der ugandischen Märtyrer auf zu Gott. –

Kapitel 10:

Nicht töten!

Kaboo, 1872 an der Elfenbeinküste geboren, war der Sohn eines Häuptlings. Sein Leben als Prinz war unglücklich. Denn in jenen Tagen mußte der Häuptling, wenn ein Stamm in einem Kampf verloren hatte, seinen ältesten Sohn als Geisel dem Sieger-Stamm übergeben. Das geschah zur Sicherstellung, daß der Verlierer dem Gewinner das geforderte Lösegeld zahlen würde.

Als Kaboo noch sehr jung war, verlor sein Vater einen Krieg, und Kaboo wurde Geisel. Bald darauf konnte sein Vater bezahlen, und der Stamm gab Kaboo zurück. Als sich eine solche Niederlage aber wiederholte, behielt der Stamm Kaboo mehrere Jahre lang, bis sein Vater genug bezahlen konnte.

Mit 15 Jahren wurde Kaboo wiederum Geisel. Sein Vater kam zweimal zu dem siegreichen Häuptling mit all dem Elfenbein, Gummi und den Colanüssen, die er auftreiben konnte. Aber der Häuptling behauptete, es sei nicht genug und verweigerte Kaboo die Freiheit. Stattdessen ließ er ihn jeden Tag mit einer dornigen, giftigen Kletterpflanze schlagen.

Zuletzt, weil es für seinen Vater unmöglich war, noch mehr zu zahlen, planten sie, den jungen Prinzen zu töten. Sie beschlossen, ihn bis zum Hals im Sand einzugraben und dann die Wände-

rameisen anzulocken, daß sie kommen und ihn fressen sollten.

Als sie gerade soweit waren, um mit dieser Folter zu beginnen, blitzte um Kaboo plötzlich ein Licht auf und blendete seine Peiniger. Eine Stimme rief ihm zu: „Flieh!“ Kaboo entsprang und rannte in den Wald. Nach Wochen, in welchen er ständig durch wilde Tiere, Schlangen und feindliche Stämme in Gefahr war, fand er endlich aus dem Urwald heraus. Er war nach Monrovia in Liberia gekommen, einem sicheren Platz, wo einige von seinem eigenen Knu-Stamm lebten.

In Monrovia hörte Kaboo zum ersten Mal vom Gott der Bibel. Die Christen dort erzählten ihm von der Bekehrung des Paulus, wie Gottes Licht ihn geblendet und wie Gott zu ihm gesprochen hatte (Apg. 9, 1-22). Da wußte Kaboo, daß er von demselben Gott gerettet worden war. Voller Freude übergab er ihm sein Leben. In der Taufe empfing er den Namen Samuel Morris.

Samuel lernte soviel wie möglich von den Missionaren, die er kannte, aber es war nicht genug, um ihn zu befriedigen. Obwohl er kein Geld hatte, brachte er es mit Reden und Beten soweit, daß er auf ein Schiff konnte. Er segelte nach Amerika, wo er mehr über den christlichen Glauben lernen wollte.

Das Schiff lief zuerst einige afrikanische Häfen an, dann gab es viele Schwierigkeiten und Verzögerung durch notwendige Reparaturen. Als es schließlich auf seinem Weg über den Atlantischen Ozean war, gab der Kapitän seiner Mannschaft

eine Extraration Alkohol zum Feiern, doch dieses Fest endete in einem großen Streit.

Einer der Seeleute, ein großer, brutaler Malaie aus der Inselwelt des Pazifischen Ozeans, glaubte, von einigen der anderen Seeleute beleidigt worden zu sein. Er packte sein Messer und sprang auf sie los, um sie zu töten. Samuel wußte nicht, daß dieser Malaie alle Schwarzen haßte. Er hatte vor der ganzen restlichen Mannschaft geprahlt, daß er Samuel töten würde, so wie er andere Afrikaner zuvor getötet hatte. Samuel war der einzige Schwarze an Bord.

Als dieser Mann vor Samuel stand, erhob er seine Waffe. Jetzt war die Gelegenheit gekommen, seine prahlerische Ankündigung auszuführen! Doch Samuel schaute ihm nur fest in die Augen und machte keine Bewegung zu seiner Verteidigung. Ganz langsam ließ der Malaie seine Hand sinken, verließ das Deck und kehrte in seine Koje zurück.

Einige Zeit später wurde der Malaie schwerkrank und lag im Sterben. Samuel ging zu ihm, um für ihn zu beten. Und Gott heilte den Malaien – nicht nur von seiner Krankheit, sondern auch seinen Geist und Seele. Gott wandelte seinen Haß in Liebe zu Samuel.

Gott gebrauchte Samuel nicht nur als Seelsorger für die Mannschaft des Schiffes, sondern auch später in den Kirchen von Amerika und besonders an der Taylor-Universität, der christlichen Hochschule, die er besuchte. Doch Samuels Körper, geschwächt von vielen Schlä-

gen und Mühsalen, konnte dem kalten Winterwetter nicht standhalten. Er starb 1893, nach weniger als einem Jahr in Amerika, erst 20 Jahre alt.

An der Taylor-Universität erinnert man sich bis heute an Samuel Morris. Viele junge Menschen sind von dort aus als Missionare nach Afrika gegangen, um die Arbeit auszuführen, die Samuel nicht mehr selbst hatte tun können. –

Kapitel 11:

Laßt keinen Streit und Kampf unter euch sein

Im Jahre 1913 reiste ein Mann von Dorf zu Dorf, entlang der Küste des Golfs von Guinea. Er hatte einen langen weißen Bart und trug ein wehendes weißes Gewand. William Wade Harris war aus Liberia gekommen. Er wanderte durch die Elfenbeinküste und ins heutige Ghana hinein, predigte den Leuten und taufte sie.

Es kamen auch Frauen mit ihm, in Weiß gekleidet, die sangen und schüttelten ihre Kalebassen, um die Menschen zusammenzurufen. Die Leute in den Dörfern entlang der Küste waren neugierig. Sie kamen, um zu sehen, wer die Fremden waren, und die seltsamen Worte zu hören, die sie sprachen.

Harris sagte: „Ihr müßt umkehren. Ihr müßt eure Fetische verbrennen und alles, was mit Hexerei und Zauberei zu tun hat. Ihr müßt euch taufen lassen im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes.“

Wenn dann die Leute kamen, um ihre Fetische zu verbrennen und die Taufe zu empfangen, lehrte er sie mehr von Gottes Wegen.

„Gehorcht Gottes Geboten“, sagte er. „Arbeitet nicht am Sonntag, aber arbeitet fleißig an den anderen Tagen. Lebt friedlich in euren Familien und mit den anderen Stämmen zusammen. Laßt keinen Streit und Kampf unter euch sein.“

Harris hatte nicht immer das ausgelebt, was er jetzt predigte. Nur 4 Jahre zuvor war er an einem bewaffneten Aufstand gegen die Regierung beteiligt gewesen. Doch die Rebellion schlug fehl, und Harris kam ins Gefängnis. Dort hörte er Gott zu sich sprechen, daß er ein Prophet und Prediger werden solle. Er hörte auf Gottes Ruf und wurde ein anderer Mensch.

Während seiner Wanderung kamen immer mehr Menschen herzu, um ihn predigen zu hören und Gottes Wegen zu folgen. In kaum mehr als einem Jahr bekehrten sich 100.000, verbrannten ihre Fetische und empfingen die Taufe. Auch bemühten sie sich, in Frieden zu leben, wie Harris es sie gelehrt hatte.

In dieser Zeit, als Harris den Frieden predigte, wurden die Franzosen, die die Elfenbeinküste beherrschten, in den 1. Weltkrieg hineingezogen. Nun waren sie bestrebt, die Bewohner des Landes zu französischen Soldaten zu machen. Sie wollten 1000 von ihnen zwingen, nach Europa zu gehen und gegen Deutschland zu kämpfen. Deshalb konnten die Franzosen keine Friedenspredigten brauchen, und deswegen wuchs ihre Abneigung gegen Harris und seinen Einfluß auf die Leute.

Die Franzosen haßten Harris nicht nur, weil er Gewaltlosigkeit predigte, sondern auch, weil er den Menschen sagte, sie sollten sonntags nicht arbeiten. Die Kolonisten wollten, daß ihre Diener sieben Tage in der Woche für sie schafften. Die Plantagenbesitzer wünschten, ihre Arbeiter jeden

Tag an ihrem Platz zu sehen. Im Dezember 1914 sandte der französische Gouverneur der Elfenbeinküste einen Brief an seine Verwalter. „Ihr müßt eure Gegend von solchen Leuten wie Harris und seine Helfer reinigen“, schrieb er. „Seht zu, daß sie dorthin zurückgeschickt werden, wo sie hergekommen sind.“

Die Verwalter warfen Harris und seine weiblichen Begleiter nicht nur ins Gefängnis, sondern sie befahlen ihren Soldaten, sie auch heftig zu schlagen, obwohl sie sich nicht wehrten. Sie rissen ihnen die Kleider herunter und zerbrachen das Bambuskreuz, welches Harris immer mit sich trug.

So war Harris wiederum im Gefängnis – aber diesmal nicht, weil er zur Rebellion aufgerufen, sondern weil er Frieden gepredigt hatte. Sein Einfluß war so groß, daß, hätte er Rebellion gepredigt oder seine Nachfolger um Hilfe gerufen, es wohl zu einem wirklichen Aufstand gekommen wäre. Aber er sagte ihnen: „Die Rache gehört Gott“.

Nach einem Monat im Gefängnis wurden Harris und seine Helfer mit dem Schiff nach Liberia zurückgeschickt. Helen Valentine, eine seiner Mitarbeiterinnen, starb dort an den Schlägen, die sie erhalten hatte.

Jedoch den Franzosen genügte die Vertreibung von Harris nicht. Sie ließen auch viele von den Versammlungstätten, die die neuen Christen gebaut hatten, niederreißen oder verbrannten sie. Harris erhielt keine Erlaubnis mehr, zur Elfenbeinküste zurückzukehren, um die Gemeinden zu

besuchen, die durch seine Predigt entstanden waren. Trotzdem vergaßen seine Jünger nicht, was er über Christi Weg des Friedens gelehrt hatte. Ein Religions-Lehrbüchlein, 1956 von der Harris-Kirche herausgegeben, enthält die folgenden Fragen und Antworten:

Frage: Soll man auch seinen Feinden helfen und sie auch lieben? Antwort: Wenn jemand sagt, er sei dein Feind, selbst wenn er dir Böses tut, hat doch nur Gott allein das Recht, ihn zu strafen. Du aber, du mußt ihn weiterhin lieben und ihm helfen wie einem Bruder. Niemand hat das Recht, seinen Bruder zu strafen.

Frage: Und wenn der Feind uns schlägt oder verletzt? Antwort: Der Prophet erlitt Demütigung und Gewalt von den französischen Behörden, doch nie hat er sich widersetzt. Bei jeder Gelegenheit mußt du dich deinem Feind überlegen zeigen durch die Vergebung, die du ihm gewährst, selbst wenn er sie verachtet (Matth. 5, 38-48). –

Kapitel 12:

Du mußt alle meine Frauen taufen

Modi Din war einer der ersten Pastoren der Kirche, die durch die Basler Mission im Jahre 1886 in Kamerun entstanden war. Bei Ausbruch des 1. Weltkrieges war Deutschland die Kolonialmacht in Kamerun, und Modi und einige andere wurden ins Gefängnis gesteckt. Die Behörden verdächtigten sie der Zusammenarbeit mit Deutschlands Feinden.

Modi und seine Mitgefangenen wurden paarweise so eng aneinandergesekket, daß sie sich beim Fegen des Gefängnishofes niederbücken mußten. Wenn ein Gefangener versuchte, sich aufzurichten oder wenn er stolperte und hinfiel, wurde er von der Wache geschlagen.

Modis Mitgefangener war ein alter Häuptling, der solche Arbeit nicht gewohnt war und der mit den anderen nicht Schritt halten konnte. Modi bedauerte diesen alten Mann, der gewiß viele Schläge bekommen würde. Während einer solchen Prügelstrafe stand Modi auf: „Wer erlaubt dir diesen alten Mann zu schlagen?“ fragte er. „Kannst du nicht sehen, wie schwer ihm diese Arbeit fällt? Wenn du jemanden schlagen mußt, schlage mich. Ich werde meine und seine Arbeit tun.“

Der erstaunte Wachsoldat sagte: „Was? du bist ein Douala-Mann und willst einem Mann aus

den Wäldern helfen und auch dessen Strafe übernehmen?“

„Wir sind alle Brüder in Gottes Augen“, antwortete Modi. „Vor Ihm gibt es weder Douala-Männer noch Leute aus den Wäldern (Buschmänner). Glaubst du, Menschen schlagen zu können, ohne dafür verantwortlich zu sein? Gut, schlage uns. Doch es gibt einen Vater im Himmel, der die Schläge zählt, die du austeilst, und eines Tages wirst du dich für jeden einzelnen vor Ihm verantworten müssen.“

Der Soldat und alle Gefangenen waren tief beeindruckt von Modis Worten. Von nun an hielt sich der Wachsoldat zurück. Er schlug die Gefangenen nicht mehr, sondern wenn einer von ihnen zurückblieb wandte er sich nur mit den Worten an Modi: „Sag ihm, vorwärts zu gehen.“

Einige Zeit nach dem Krieg, als Modi kein Gefangener mehr war, sandte er einen jungen Mann aus in ein Dorf, das von einem eigenwilligen und gewalttätigen Häuptling beherrscht wurde, um dort das Evangelium zu verkündigen. Nach einem Jahr besuchte Modi ihn, um zu erfahren, wie weit sein Werk gediehen war. Er hörte, daß einige von denen, die am Katechismus-Unterricht teilgenommen hatten, für die Taufe am nächsten Tag bereit waren.

Unter ihnen befanden sich auch zwei Frauen des Häuptlings. Als diese davon hörten, waren sie sehr erfreut und erzählten zu Hause die frohe Nachricht. Das aber machte die anderen Häuptlingsfrauen neidisch und sie verlangten auch getauft zu werden.

Der Häuptling ließ Modi kommen und herrschte ihn an: „Ist es wahr, daß zwei meiner Frauen morgen getauft werden?“

„Ja“ erwiderte Modi.

„Ich will, daß alle meine Frauen getauft werden – nicht nur zwei!“ sagte der Häuptling.

„Wieviele Frauen hast du?“ fragte ihn Modi.

„Dreiundvierzig.“

„Ich kann nicht alle deine Frauen taufen.“

„Aber ich befehle es dir!“

„Ich kann nur zwei von deinen Frauen taufen, die unterrichtet wurden und die meine Fragen nach ihrem Glauben befriedigend beantwortet haben.“

„Ich verstehe“, sagte der Häuptling. „Es ist die Schuld des Katechisten! Er hat meine Frauen nicht so gelehrt, wie er hätte sollen. Ich werde ihn bestrafen lassen. Danach werde ich ihn entlassen und du schickst mir einen besseren.“

„Es ist nicht sein Fehler, wenn deine Frauen vom Christentum nichts wissen“, sagte Modi. „Sondern wenn es irgendjemandes Fehler ist, dann deiner! Du hast ihnen die christliche Lehre und den Kirchgang verboten.“

„Du wirst meine Frauen morgen taufen“, schrie der Häuptling. Der Katechist sowie die anderen Zuschauer bekamen es mit der Angst zu tun. Sie fürchteten, daß der Häuptling Modi töten würde. Deshalb flüsterten sie ihm zu, doch nachzugeben.

Modi erwiderte ruhig: „Du kannst alle Befehle, die du willst erteilen. Ich werde es nicht tun, denn es wäre eine Sünde.“

Der Häuptling konnte Widerspruch nicht ertragen. Er schrie noch lauter: „Zum letzten Mal, taufe alle meine Frauen! Wenn nicht...“ Er fuhr mit der Hand über seine Kehle, um Modi zu zeigen, daß er enthauptet würde. Modi antwortete: „Ich bin in deiner Gewalt. Wenn du mich köpfen willst, tue es. Doch wirst du mich niemals verlassen können, gegen Gottes Willen zu handeln. Wenn du mich tötest, habe ich nichts zu verlieren. Im Gegenteil würde es besser für mich sein! Denn ich müßte dann nicht länger über die Berge steigen, um dieses Dorf zu besuchen.“

Dem Häuptling war solche Entschlossenheit noch nicht begegnet. Auch hatte er noch nie solche Ruhe auf dem Gesicht eines von ihm Bedrohten gesehen. Er war sehr beeindruckt. Zuletzt sagte er zu Modi: „Bis jetzt hast du dich nicht in meine Aufgaben als Häuptling eingemischt, so werde ich mich auch nicht in deine Aufgaben einmischen. Taufe morgen, wen du willst.“ –

Kapitel 13:

Bestraft wegen nichts

Es war im Jahre 1921, als Simon Kimbangu von der Kolonialregierung in Belgisch-Kongo zu lebenslänglicher Gefängnishaft verurteilt wurde. Die Machthaber fürchteten sich vor diesem Friedenspropheten Gottes, denn Tausende kamen, seine Predigten zu hören. Einer seiner Mitgefangenen, Majura Apollo, erzählte die folgende Geschichte über Kimbangu, zu deren Zeit er bereits 25 Jahre im Gefängnis war.

Am Ende eines der langen Gefängnisgebäude befanden sich mehrere besondere Zellen. Sie waren für Gefangene mit einer extra Strafe bestimmt. Unter ihnen waren solche, die sich gegen die Regierung aufgelehnt hatten. Andere waren geisteskrank, und dann gab es auch solche, die wieder wie Kinder geworden waren. Einer der Gefangenen in diesen Zellen war anders als alle anderen. Sein Name war Simon Kimbangu.

Ich lernte ihn kennen, weil ich in der Gefängnis-küche arbeitete, und diesen Gefangenen das Essen brachte. Kimbangu's Zelle war ungefähr 1 1/2 x 2 m groß. Auf dem Zementboden lag eine Schilfmatte und zwei Woldecken.

Kimbangu war ein schwerer Mann von mittlerer Größe. Sein Gesicht war alt und runzlig, sein Kopf

nur spärlich mit grauen Haaren bedeckt. Was unterschied ihn von uns anderen Gefangenen? Er nahm nicht teil an unserem gegenseitigen Neid und Haß, noch an unseren sonstigen Bemühungen, uns gegenseitig Leid zuzufügen. Wenn er nicht eingesperrt war, ging er jeden Morgen hinaus, um die anderen Gefangenen zu begrüßen und ihnen die Hand zu schütteln. Wenn ihn die anderen drangsalierten blieb er ruhig und friedlich und zeigte keine Angst. Wir konnten ihn nicht verstehen, doch wir respektierten ihn. Obwohl wir es nicht zugaben wußten wir genau, daß durch seine Ausstrahlung und seine Handlungen die vergifteten Gedanken in unseren Herzen vermindert wurden.

Manchmal aß er nichts von dem Essen, das ich ihm brachte, und einmal wurde er deswegen von dem Direktor geschlagen. Von der darauffolgenden Mahlzeit aß er den Brei, aber nicht das Stück Fleisch darin. Den Grund dafür erfuhr ich am nächsten Tag.

Als die 200 Gefangenen am späten Nachmittag von ihrer Arbeit zurückkehrten, stand Kimbangu an seiner Zellentür und gab jedem der vorübergehenden ein kleines Stückchen von seinem Fleisch. Wegen dieser Eigenmächtigkeit ließ der Gefängnisdirektor Kimbangu von den Wachen zu einer der Folterzellen bringen. Wir wußten, was nun passieren würde! Gewöhnlich mußten die Wachen den Bestraften auf dem Rückweg tragen. Aber dieses Mal kehrten die Wachen alleine zurück!

Nach drei Tagen sahen wir, wie man Kimbangu zu seiner Zelle zurückführte. Dabei schüttelte er jedem seiner Peiniger die Hand und dankte ihnen! Auch allen anderen Gefangenen gab er die Hand und grüßte jeden von uns. Danach ging er sogar zum Büro des Direktors und grüßte auch diesen!

Dieser Mann war mir unverständlich! Ich hätte einen anderen töten können, um ein größeres Stück Fleisch zu bekommen. Er aber gab seines an andere weg! Ich machte viele falsche Dinge, und wenn ich dafür bestraft wurde, plante ich Vergeltung. Er wurde wegen nichts bestraft und brachte seinen Peinigern nur Freundlichkeit entgegen!

Die Verbindung mit Kimbangu führte schließlich zu Majura Apollos Bekehrung. Fünf Jahre später, nachdem er 30 Jahre lang im Gefängnis war, starb Simon Kimbangu. Die Kirche, die aus seiner Verkündigung vor der Haft entstanden war, wurde zur heute sogenannten „Kirche Jesu Christi auf Erden durch Simon Kimbangu“. Sie ist – wie es ihr Gründer tat – Christi Weg der Liebe und des Friedens weiter gegangen. Dafür zwei Beispiele:

Nach Kimbangus Tod fuhr die Regierung fort die Kirche zu verfolgen. In den frühen 50er Jahren wurden 370000 kimbanguistische Familien aus ihren Wohnorten in andere Teile des Landes umgesiedelt. Dennoch wuchs die Kirche weiter – und auch ihre Verfolgung.

1956 dann schrieben 600 führende Kimbanguisten, Einwohner von Kinshasa, einen Brief an den belgischen General-Gouverneur. Darin hieß es: „Wir leiden soviel. Wo immer wir uns zum Gebet versammeln, werden wir durch Ihre Soldaten verhaftet. Um die Polizei nicht mit zusätzlicher Arbeit zu belasten, werden wir uns alle unbewaffnet im Stadion versammeln, wo Sie uns alle auf einmal verhaften oder auch töten können.“

Noch während dieser Brief befördert wurde, verließen Tausende von Kimbanguisten ihren Arbeitsplatz und versammelten sich friedlich im Stadion, zu Haft oder zum Tod. Der General-Gouverneur war erschüttert. Er konnte ihnen zwar keine offizielle Anerkennung, dafür aber „Tolerierung“ garantieren, sodaß sie weder verhaftet noch getötet wurden.

Im Jahre 1964, noch bevor aus dem unabhängigen Kongo Zaire geworden war, kamen Regierungstruppen nach Kisangani, um die Simba-Rebellen zu bekämpfen. Die kimbanguistischen Christen dort hatten eine einfache Kirche, aus in den Boden gesteckten Pfählen mit einem Dach aus Palmzweigen. Als sich die Kämpfe näherten, versammelten sich 170 Kimbanguisten in ihrer Palmzweig-Kirche zum Gebet. Obwohl sie jegliche Teilnahme an irgendwelchen Kämpfen verweigert hatten, fürchteten sie nun doch für ihr Leben. Als die Simba-Rebellen vor den Regierungstruppen flohen, warfen sie Granaten und schossen auf die Betenden. Auch einige der Regierungssoldaten, die in einer Militärmaschine über die betende Menge flogen, dachten, es

wären Rebellen, und feuerten auf sie. Was konnten die Christen tun? Sie standen da und wurden von allen Seiten beschossen. Sie waren bereit zu sterben, aber nicht zu töten. So verharrten sie im Gebet.

Schließlich kamen ein belgischer Offizier und Regierungssoldaten und schriegen: „Was macht ihr hier?“

„Wir beten“ antworteten sie.

„Ja, beten für die Rebellen, ohne Zweifel“, höhnte der Offizier. „Wir beten für alle Gotteskinder und für Frieden“, sagte der Pastor und zeigte seine Bibel. Der Offizier nahm sie, schaute hinein und steckte sie in die Tasche, dann befahl er seinen Männern weiterzugehen.

Während der ganzen Zeit wurde niemand auch nur verwundet. Die Kimbanguisten wußten: Gott hatte sie beschützt. –

Kapitel 14:

Du hast meine Schwester getötet

Nsiamindele war ein kleiner Junge in Kikala, Angola. Während sein Vater in einer weit entfernten Stadt arbeitete, wurde seine Mutter, „Mama“ Mavivana, vor den Häuptling des Dorfes gebracht, um verhört zu werden, weil ihre Schwester sich weigerte, bei dem alten Mann zu bleiben, mit dem sie von ihren Onkeln verheiratet worden war. Der Häuptling klagte Mama an, eine schlechte Frau zu sein, weil sie ihre Schwester nicht genügend gezwungen habe, bei ihrem Mann zu bleiben.

Mama erwiderte: „Ich habe es ihr gesagt, doch sie weigerte sich. Was kann ich also dafür?“

Der Häuptling wurde wütend und gab Mama Mavivana die Schuld. Er verurteilte sie zu schwerer Arbeit, doch zuvor solle sie geschlagen werden. Ein Polizist führte den Befehl des Häuptlings aus und begann Mama zu schlagen. Der kleine Nsiamindele klammerte sich an die Beine des Polizisten und versuchte ihn aufzuhalten, aber er war nicht stark genug. Der Polizist schlug solange auf Mama ein, bis sie zu Boden fiel.

Auf Mamas Rücken war ihre kleine Tochter festgebunden, Nsiamindele's einzige Schwester. Die zuschauenden Leute hatten bemerkt, daß das Kleinkind von den Schlägen getötet worden war. Als es auch Nsiamindele entdeckte, sagte

er zu dem Polizisten: „Du hast meine Schwester getötet! Wenn ich groß bin, werde ich dir alles zurückzahlen, was du meiner Mutter und meiner kleinen Schwester angetan hast.“

Einige Zeit später starb Nsiamindeles Vater in der Stadt, wo er gearbeitet hatte, und bald darauf starb auch seine Mutter. Der Waisenjunge lebte nun bei seiner Tante. Später wohnte er bei einem Onkel, der ihm half, eine christliche Schule zu besuchen. Am 4. Dezember 1932 wurde Nsiamindele in Matadi getauft. Nachdem er die Schule beendet hatte, arbeitete er zuerst als Lehrer, dann als Leiter eines Speisewagens bei der Eisenbahn.

Eines Tages berichtete ihm ein Freund: „Der Mann, der deine Schwester getötet hat ist hier in Matadi!“ Nsiamindele erinnerte sich an sein Gelübde. „Ich schwur, diesen Mann zu töten und nun ist er hier“, dachte er. „Die Zeit für meine Rache ist gekommen.“

Er versuchte diese Gedanken zu bekämpfen, denn nun war er ja ein Christ und gehörte zu Jesus Christus. Seinen Schwur zu halten würde also eine Sünde sein. Sollte er also seinen Feind töten oder nicht? Schließlich erzählte Nsiamindele sein Problem einem Verwandten seines Vaters, Don Manuel Matu.

„Mein Sohn, bist du nicht ein Christ?“ fragte Don Manuel. „Was sagte Jesus über seine Feinde, die ihn ans Kreuz nagelten?“ „Vater, vergib ihnen; denn sie wissen nicht was sie tun,“ antwortete Nsiamindele.

„So müssen auch wir vergeben“, sagte Don Manuel.

Er bat Nsiamindele 1. Petr. 3, 12 in seiner Bibel aufzuschlagen und zu lesen: „Denn die Augen des Herrn merken auf die Gerechten und seine Ohren auf ihr Gebet; das Angesicht aber des Herrn steht wider die, die Böses tun.“

Don Manuel betete für Nsiamindele.

Am nächsten Tag, als Nsiamindele seine Bibel las, kam er zu dem Vers in Matthäus 5,7: „Selig sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen.“ Nun war ihm klar, was er zu tun hatte. Er lud den ehemaligen Polizisten und Don Manuel für den nächsten Abend in seine Wohnung ein. Dann bereitete er ein gutes Mahl für seine Gäste. Als sie eintrafen, sagte er: „Wir werden uns nach dem Essen unterhalten, denn nach unsrer Sitte heißt es: 'Rede nicht zu einem Fremden, der hungrig ist'.“

Nach der Mahlzeit sagte der ehemalige Polizist, „Gott ist barmherzig. Ich hätte nie gedacht, daß du mich hierher einladen und mich auch noch bewirten würdest, wie es nun geschehen ist.“ „Ich freue mich über deinen Mut, mir das zu sagen“, erwiderte Nsiamindele. „Erinnerst du dich was geschah, als ich ein kleiner Junge war?“

„Ja, ich erinnere mich.“

„Damals schwur ich dich zu töten, weil du meine kleine Schwester umgebracht hast. Doch Jesus hat mir gezeigt, daß ich dir vergeben muß. Und ich bete darum, daß Er dir auch vergibt.“

„Glaubst du das?“ fragte Don Manuel den ehemaligen Polizisten.

„Ja, das glaube ich“ antwortete dieser. „Und ich möchte Gott um Vergebung bitten für das Böse, das ich getan habe. Ich wollte es nicht tun. Aber weil ich einem solchen Befehl folgte, tat ich das Falsche.“

Dann betete Don Manuel darum, daß Nsiamindele und der Polizist die Kraft erhielten, die Vergangenheit zu vergessen. Beide waren glücklich und so wurde Nsiamindeles Feind sein guter Freund. –

Kapitel 15:

Du mußt den Eid schwören

In Kenia revoltierten die Afrikaner gegen die britische Regierung. „Die weißen Völker haben uns lange genug unterdrückt“, schrien die Rebellen. „Es ist Zeit, sie zu töten!“ Sie schlossen sich zu einer Organisation namens Mau-Mau zusammen und forderten, daß alle Kenianer dieser beitreten und den Mau-Mau-Eid leisten sollten. „Wenn ihr nicht mit macht“, drohten sie den Christen, „werden wir euch als Verräter ansehen und töten.“

Die Christen wußten nicht, was sie tun sollten. Auch sie wollten für ihr Land die Unabhängigkeit, doch sie hatten gelernt zu lieben, nicht zu hassen. Sie hatten gelernt, daß es falsch war zu töten.

Was also sollten sie tun? Bei den Mau Mau mitmachen und Christus ungehorsam sein, oder zu verweigern und dafür zu sterben? Es war in der Nacht des 13. Februar 1953. Bevor er zu Bett ging, betete Samuel Mukoro zum Herrn um Bewahrung. Um 2 Uhr in der Nacht erwachte Sara Mukoro durch lautes Rufen, „Samuel, Samuel“. Dann folgte heftiges Pochen an die Tür, und einige Mau-Mau-Männer und Frauen drangen in ihr Haus ein.

„Was wollt ihr?“ fragte Samuel.

„Her mit dem Geld, wenn du nicht sterben willst. Gib uns die Schlüssel zu deinen Schränken und Schubladen.“

Das Ehepaar gab ihnen die Schlüssel und das Geld. Einige der Mau-Mau's wühlten sich durch Mukoros Eigentum und warfen alles auf einen Haufen, was sie mitnehmen wollten.

Zur gleichen Zeit schlug ein anderer der Männer Samuel mehrmals mit seiner Machete. Blut strömte über Samuels Gesicht, sodaß er nichts mehr sehen konnte. Dann nahm der Mann einen Gürtel und band Samuels Hände auf seinem Rücken zusammen. Danach schlugen sie auch Sara über den Kopf und schrien sie an: „Warum hast du gelächelt?“

„Weil ich mich nicht fürchte vor dem, was ihr tut“, antwortete sie. Darauf schlugen sie sie noch mehr und brachen ihr den kleinen Finger. Samuel und Sara versuchten den Mau-Mau ihr Verhalten zu erklären. „Wir predigen das Evangelium“, sagten sie.

„Wir möchten, daß alle Jesus kennen lernen – Schwarze und Weiße.“

„Ja, wir kennen euch“, antworteten die Männer. „Ihr weigert euch uns zu helfen in unserem Kampf gegen die Fremden.“ Sie schlugen Samuel noch mehr und sagten ihm, „Du mußt den Mau-Mau-Eid schwören.“ Zu diesem Eid gehörte auch das Trinken von Blut. „Nein. Das Blut Jesu ist genug für mich“, sagte Samuel.

Da wurden die Männer noch wütender. „Schwöre!“ schrien sie immer wieder. Und auf jedes „Nein“ von Samuel wurde er wieder geschlagen. Zuletzt stachen sie ihn in den Rücken.

„Herr!“ schrie Samuel auf.

„Warum rufst du den Herrn?“ Fragten die Mau-Mau. Samuel antwortete nicht. Dann hörten sie auf zu schlagen und schmierten von seinem Blut auf seine Lippen, so als hätte er den Eid geschworen. Davon wurde es Samuel übel und er fiel um. Sie hoben ihn auf, legten ihn auf sein Bett und schnitten seine Handfesseln durch.

Dann begann Samuels jüngste Tochter zu schreien. Die Rebellen sagten zu Sara: „Willst du, daß wir sie töten?“

„Nein“ sagte Sara.

„Dann bringe sie zum Schweigen!“ Sie machten sich fertig zum Aufbruch und packten alle Sachen zusammen. Sara sagte, „bitte laßt eine Decke für unsre kleine Tochter da. Es ist so kalt.“ Sie warfen ihr eine zu.

„Und mit was soll ich mich zudecken?“ fragte Samuel. Sie brachten ihm seine Kleider, doch alles andere nahmen sie mit sich fort. Bevor sie das Haus verließen sagten sie noch: „Wir gehen jetzt, aber vergeßt nicht für uns zu beten.“

„Wir werden dafür beten, daß der Herr euch helfen und retten wird,“ erwiderten Sara und Samuel.

Und sie beteten. Auch priesen sie den Herrn, denn während dieses ganzen furchtbaren Geschehens, hatten sie weder Angst noch Verzweiflung gefühlt. Sie dankten Ihm für die Rettung vom Tod und für die Bewahrung ihrer Kinder. Obwohl diese alles mitangesehen hatten, waren sie doch still geblieben mit Ausnahme der jüngsten Tochter.

Sie beteten auch um Hilfe. Kurz darauf kam ihre Schwiegertochter, machte ihnen einen Tee und verband ihre Wunden. Erst als der Morgen kam, waren sie sicher, daß die Rebellen-Bande wirklich abgezogen war. Dann gingen Samuel und Sara zum Hospital. Ihre Gebete für diese Mau-Mau-Terroristen waren aufrichtig. Samuel erzählte später, „Wir meinten es wirklich ernst. Wenn diese Männer zurückgekommen wären, und eine Tasse Tee verlangt hätten, hätten wir sie ihnen gerne zubereitet.“

Saras kleiner Finger blieb verkrümmt. Samuel konnte nie mehr richtig laufen, wegen einer durchschnittenen Sehne in seinem Fußknöchel. Dennoch waren sie glücklich darüber, daß ihnen der Herr geholfen hatte, Seinem Weg der Liebe treu zu sein. –

Kapitel 16:

Lieder helfen

Beyena war ein junger Christ in Äthiopien 1958. Schon damals wurden dort die Christen verfolgt. Als Regierungssoldaten in das Dorf Beyena's kamen, erzählten ihnen die Leute, daß Beyena einer der Kirchenleiter sei. Um ihn zur Aufgabe seines Glaubens zu zwingen, stopften die Soldaten Kuhmist in seine Nase. Weil diese Behandlung erfolglos war, zeigten sie ihn vor Gericht an wegen Beleidigung der Landesreligion. Sein eigener Onkel zeugte aus Angst vor den Soldaten gegen ihn. Beyena wurde zu einem Jahr Gefängnis verurteilt. Danach ging er auf die Bibelschule, um seine Studien fortzusetzen. Von dort sandte ihn die Kirche in ein Dorf mit nur vier Christen. Doch einige Monate später waren aus den vieren vierzig geworden!

Einer der neuen Christen hatte eine Frau, die Zauberei trieb. Die Ungläubigen waren wütend darüber, daß er ein Christ geworden war. Sie machten deswegen einen solchen Aufruhr, daß Beyena und zwei seiner Freunde wegen öffentlicher Ruhestörung verhaftet wurden. Unter zwei Voraussetzungen konnten die Christen ihre Freilassung erreichen: Sie mußten den Behörden ein Weingeschenk machen, und sie mußten etwas Bier trinken als Zeichen dafür, daß es ihnen leid tat. Sie verweigerten sowohl das eine wie das

andere. Deshalb wurden die drei Inhaftierten mit dem Tode bedroht. Man zog ihnen die Kleider aus, fesselte sie und legte sie in das kalte Wasser einer Bergquelle. Drei Tage lang unter brennender Sonne, und drei eiskalte Nächte lagen sie nackt in Wasser und Schlamm. Am vierten Morgen hörten die Leute, die nahe der Quelle wohnten, sie Lieder singen. Aus Mitleid bat man den Häuptling, die jungen Männer ins Gefängnis zu stecken, aber sie nicht länger auf diese Weise zu quälen.

Auf ihrer neuerlichen Gerichtsverhandlung sagten falsche Zeugen aus, daß alle drei die traditionelle Religion verleumdet und sich gegen das Steuerzahlen ausgesprochen hätten. Zuletzt forderte der Richter sie auf, ihren Glauben zu verleugnen. Jedoch Beyena begann vor den Zuhörern im Gerichtssaal gegen die Sünde zu predigen. Die wütenden Wachen schlugen die Gefangenen, und der Richter verurteilte sie zu zwei Jahren Gefängnis.

Im Gefängnis zeugten sie weiter für Christus und sangen Lieder. Wegen ihres guten Verhaltens mußten sie nicht die ganzen zwei Jahre absitzen. Als sie entlassen wurden hinterließen sie etwas Besonderes: zehn neue Christen!

Bekelatch besuchte eine christliche Mädchenschule sechs Kilometer von ihrem Heimatdorf entfernt. Auf ihrem täglichen Schulweg trug sie die Nahrungsmittel für das Mittagessen bei sich. In dieser Schule lernte Bekelatch Jesus kennen.

Es kam das Adiber-Fest, mit dem das äthiopische Neujahr beginnt. In dieser Zeit opfern viele

Familien ein schwarzes Schaf für Satan, um seinen Schutz für das kommende Jahr zu erbitten. Als sich ihre Familie für das Fest vorbereitet hatte, sagte Bekelatsch's Vater, sie solle etwas Kaffee machen.

„Ist er für Satan?“ fragte sie.

„Natürlich ist er für Satan“, antwortete er.

Bekelatch schaute ihren Vater an. „Ich kann es nicht tun, Vater“, sagte sie. „Ich gehöre jetzt zu Jesus, und kann Satan nicht anbeten.“

Ihr Vater wurde furchtbar zornig und jagte sie aus dem Haus. Er verbot ihr zurückzukehren und sagte, daß sie kein Essen mehr von ihm bekommen würde.

Bekelatch ging weiter zur Schule, doch erzählte sie ihren Lehrern nicht, was geschehen war. Dafür betete sie zu Gott und bat Ihn um Hilfe. Und Er half! Weil Bekelatch auf ihrem Schulweg immer so freundlich war zu einer alten Frau, gab diese ihr nun Essen und eine Matte zum Schlafen für die Nacht.

Als Bekelatch's Vater krank wurde, erlaubte er ihr zurückzukehren und zu helfen. Eines Tages, als sie im Hause fegte und dabei ein Lied summte, rief ihr Vater vom Bett her: „Tochter, Gott hat dich versorgt, als ich dir nichts gegeben habe. Du tust gut daran, Jesus zu folgen. Du kannst wieder heim kommen und mit uns leben.“

Kapitel 17:

Du mußt verrückt sein

In der im Jahre 1963 herausgegebenen Verfassung von Somalia heißt es: „Es ist ungesetzlich irgendeine Religion außer dem Islam zu verbreiten.“ Dieses Gesetz führte zur Verhaftung Musa's.

Musa war ein Somali, er hatte von Christus gehört und Ihn angenommen während er in Äthiopien war. Dort hatte er auch einen Erste-HilfeKurs bei einem Missionsarzt absolviert. Als Musa nach Somalia zurückkehrte, arbeitete er in einer Krankenstation. Obwohl es verboten war, erzählte er bei seiner Arbeit den anderen von seinem Heiland. Rasch verbreitete sich diese Neuigkeit, daß es einen christlichen Somali in der Stadt gebe.

Die Polizei fing an, ihn sorgfältig zu beobachten, um ihn wenn möglich beim Predigen zu ertappen. Eine Person, die Musa für einen Freund hielt, berichtete der Polizei, daß Musa ein Buch in seinem Hause habe mit dem Titel: „Wie man einen Moslem zu Christus führt“. Die Polizei kam zur Krankenstation und nahm Musa zu seinem Haus mit. Als sie dort das Buch fanden, sperrten sie Musa ein und beschuldigten ihn des Versuches, die Religion des Landes zu zerstören.

Am Tag der Gerichtsverhandlung füllten 600 Neugierige den Saal. Der Richter erklärte: „Du

bist angeklagt ein Christ zu sein. Was sagst du dazu?“

Musa antwortete laut und deutlich: „Es ist wahr, Euer Ehren, ich bin ein Jünger Jesu, und ich werde einer bleiben, auch wenn Sie mich einsperren oder töten lassen.“ Daraufhin wurde die Menge wütend. Sie begannen mit den Füßen zu stampfen, zu pfeifen und auszurufen: „Werft ihn ins Gefängnis!“

Musa betete still, „Danke Herr, daß Du mich auf diese Weise Zeugnis geben läßt.“

Der Richter sagte: „Weil du zugegeben hast ein Christ zu sein, und weil dieses Buch in deinem Hause gefunden wurde, und weil uns berichtet wurde, daß du versuchst, diese Religion zu verbreiten, wirst du zu sechs Monaten Gefängnis verurteilt. Es sei denn, du kannst die Strafe zahlen.“

Musa konnte nicht zahlen und so ging er ins Gefängnis. Gewöhnlich wurde eine Person, die nicht zahlen konnte, von ihrer Sippe ausgelöst, indem diese die Strafe für den Verurteilten zahlte. Doch Musa's Sippe sandte ihm folgende Botschaft: „Wenn du wegen Totschlag im Gefängnis wärst, würden wir deine Strafe zahlen und dich dadurch frei bekommen. Aber für dein Verbrechen wollen wir es nicht tun. Solch ein Verbrechen ist noch nie verübt worden.“ Im Gefängnis war auch einer, der seine Sippe zum Kampf gegen einen feindlichen Familienverband angestiftet hatte. Als dieser von Musa hörte, sagte er zu den übrigen Gefangenen: „Diesen Ungläubigen wol-

len wir uns vornehmen. Wir werden ihn die schmutzigsten Arbeiten tun lassen.“

Gleich an seinem ersten Tag im Gefängnis ließen sie ihn die Toiletten putzen. Am nächsten Tag waren sie baß erstaunt, als sie sahen, daß Musa freiwillig wieder die Toiletten säuberte. Es verbreitete sich rasch die Neuigkeit: „Da ist ein Somali nur deshalb im Gefängnis, weil er im Gerichtssaal gesagt hat, daß er ein Christ sei.“ Der Gouverneur dieser Provinz kam selbst in das Gefängnis, um sich diesen seltsamen Fall anzusehen.

„Wie kann ein Somali ins Gefängnis gesperrt werden, nur weil er ein Christ ist?“ fragte er. „Du mußt verrückt sein!“

Musa sprach mit dem Gouverneur über seinen Glauben. Bei seinem Weggang ordnete der Gouverneur an, Musa mit aller notwendigen Medizin zu versorgen, damit er die anderen Gefangenen medizinisch betreuen könne. Es dauerte nicht lange, und die Gefängniswachen achteten Musa sehr hoch. Sie händigten ihm sogar alle Schlüssel aus, sodaß er überall hingehen konnte. Ja im Gefängnis konnte Musa nun das ungehindert tun, was ihm draußen verboten worden war – Zeugnis von seinem Glauben ablegen. Er durfte von Jesus sprechen, nicht nur zu den Gefangenen, sondern auch zu den höheren Besuchern, die kamen, um ihn zu befragen. Obwohl diese allgemeine Aufmerksamkeit und Hochachtung, die man Musa entgegenbrachte, den alten Familien-Häuptling immer wütender werden ließ, behandelte Musa ihn doch stets freundlich. Bald schon bemerkte

Musa, daß dieser Häuptling den Wunsch hatte, zu erfahren was in der Außenwelt vor sich ging. Doch er konnte die in italienisch gedruckte Zeitung nicht lesen. So setzte sich Musa täglich zu ihm und las ihm aus der Zeitung vor und erklärte ihm die Neuigkeiten. „Musa“, sagte sein alter Widersacher eines Tages, „sollte ich zuerst aus dem Gefängnis entlassen werden, werde ich deine Strafe bezahlen.“ Und so kam es auch. Musa wurde freigekauft und konnte zu seiner Arbeit in der Krankenstation zurückkehren. Und nachdem er eine Zeitlang gespart hatte, konnte er auch das Geld dem Häuptling zurückzahlen.

Kapitel 18:

Die Waffe der Liebe

Ruanda ist ein wunderschönes Land, mit hohen Bergen, tiefen Tälern, silberglänzenden Strömen und blauen Seen, in denen grüne Inseln liegen. Aber von 1959 bis 1962 war das Leben in Ruanda sehr gefährlich, geprägt von Gewalt, Brandstiftung, Plünderung und Gesetzlosigkeit.

Seit 300 Jahren wurden die Hutu, ein fleißiger Bauern-Stamm, von dem Tutsi-Stamm beherrscht, stolzen und gebildeten Viehzüchtern. Als Ruanda in die Unabhängigkeit entlassen wurde, rebellierten die Hutu gegen die Tutsi, und es brach ein schwerer Kampf zwischen diesen Stämmen aus. Mitten in dem Streit befanden sich einige Christen, die Jesus über ihren Stamm und ihre Nation setzten. Wieder einmal geschah es, daß die Hutu während des Tages die Häuser der Tutsi niederbrannten. In der darauffolgenden Nacht rächten sich die Tutsi, indem sie die Häuser der Hutu anzündeten. Auf beiden Seiten starben dabei die Menschen oder wurden zu Flüchtlingen. Viele von den Heimatlosen flohen in das Kirchenzentrum von Pastor Daniel. Obwohl alt und an Asthma leidend, tat der Pator was er nur konnte, um diesen Flüchtlingen zu helfen.

Eines Morgens wurde Daniel gewarnt, daß eine Bande von schlimmen Raufbolden auf dem Wege sei, die Flüchtlinge anzugreifen. Er ließ die Leute

aus den Schulgebäuden, in denen sie hausten rufen und versammelte sie in der Kirche. Als sie dort alle beieinander waren, verschloß Daniel die Kirchentür und betete zu Gott um Bewahrung. Dann sagte er zu den Versammelten: „Ihr seid in Gottes Haus. Ganz gleich was geschieht, ihr dürft nicht kämpfen.“ Die Bande kam und versuchte die Türen aufzubrechen, doch die schweren Balken waren ihnen zu stark, und so kletterten sie auf das Dach und deckten es teilweise auf. Drei Männer kamen in die Kirche hinein und begannen auf die Flüchtlinge einzuschlagen, die diese wenigen Männer leicht hätte töten können.

Daniel, wegen seines Asthmas kaum fähig zu atmen, sagte den Flüchtlingen, „Erinnert euch, wir sind Christen. Wir können nicht kämpfen.“

Die Flüchtlinge erduldeten schweigend die Fußtritte und Schläge. Nachdem sie so einige Minuten lang die widerstandslosen Leute gekickt und geschlagen hatten, gaben die Angreifer auf und verließen beschämt die Kirche.

Die Waffe der Liebe war stärker als die Waffe des Hasses.

Eine alte Tutsi-Christin, die alles verloren hatte, als man ihr Haus niederbrannte, mußte in ein anderes Gebiet fliehen. Obwohl sie wußte, daß sie dem Brandstifter vergeben sollte, war sie doch unfähig so zu handeln. Sie fühlte den unwiderstehlichen Drang nach Vergeltung.

In einer dunklen Nacht ging sie den Weg in ihr ehemaliges Heimatdorf zurück. Sie wußte genau wer ihr Haus angezündet hatte, und für das Haus

dieser Person trug sie nun eine Schachtel Zündhölzer mit sich. Leise näherte sie sich dem Haus und öffnete die Streichholzschachtel – sie war leer! Sie warf die leere Schachtel fort und floh wieder, doch diesmal in ein Flüchtlingslager im Nachbarland Tanganyika (heute Tanzania). Eines Tages kamen in dieses Lager von Tutsi-Flüchtlingen zwei Hutu-Christen. Es war sehr schwer für sie mitten unter ihre „Feinde“ zu treten, aber Gott wollte sie dort haben, um Seine Liebe auch an die Tutsi weiterzugeben. Eine von denen, die sich um die Ankömmlinge scharten, war die alte Frau. Sie sah die Liebe Jesu auf den Gesichtern dieser Besucher und die Einheit zwischen Hutu-Christen und Tutsi-Christen. Ihr Herz wurde weich.

Am nächsten Tag stand sie in der Versammlung auf und sagte allen: „Ich habe Buße getan für meinen Haß gegen die Hutu, die mein Haus angezündet haben. Ich lobe den Herrn, daß er mich durch eine leere Zündholzschachtel gehindert hat, das Haus meiner Feinde zu zerstören.“

—

Kapitel 19:

Liebe ist stark

Als Sierra Leone im Jahre 1961 unabhängig wurde, bestimmte die neue Regierung Martha Bankura zu einem weiblichen Stammes-Führer. Für dieses Amt wurde sie wohl wegen der Art und Weise ausgewählt, wie sie wenige Jahre zuvor einen Randalierer behandelt hatte. Damals waren die Menschen unglücklich über die hohen Steuern, die sie zahlen mußten. Einige von ihnen, die zuviel Alkohol getrunken hatten, begannen randalierend umherzuziehen.

So kamen sie auch nach Gbendembu, Ya Martha's Dorf, wo sie anfangen die Häuser anzuzünden. Ya Martha konnte die Leute schreien hören als sie zusehen mußten, wie ihre Häuser mit allem Hab und Gut in Rauch und Asche verwandelt wurden. So entschloß sie sich, für die Randalierer vorbereitet zu sein. Als diese bei ihrem Haus ankamen, hatte sie einen großen Kessel mit kühlem Wasser auf der Veranda stehen und gab jedem einen Becher davon. Sie nahmen ihn an und stillten ihren Durst – und gingen fort. Ya Martha sagte später: „Es war der Herr, der mir gesagt hat, das zu tun.“

Als Ya Martha wieder einmal auf ihrer Veranda saß, sah sie mehrere Leute, die einen schwer gefesselten Mann zum Häuptling führten. Martha wurde so traurig über diese Behandlung als ob

es einer aus ihrer eigenen Familie wäre. Sie eilte zur Hütte des Häuptlings, wo sie den Gefesselten erblickte. „Was hat dieser Mann getan, daß ihr ihn so behandelt?“ fragte sie.

„Das ist Bokari“, antwortete man. „Er ist verrückt, er versuchte Häuser anzuzünden und Leute zu schlagen!“

„Bitte löst die Stricke ein wenig“, bat Martha.

„Nein! Wenn wir das tun, wird er fliehen.“ Und sie steckten Bokari ins Gefängnis.

Doch Martha gab nicht auf. „Habt ihr ihm etwas zu essen gegeben?“ fragte sie einen der Wächter.

Als dieser verneinte, bat Martha ihm etwas bringen zu dürfen. Man erlaubte es ihr.

Martha bereitete ein Essen, doch bevor sie es dem Gefangenen brachte, betete sie zum Herrn um Seinen Segen.

Später kam Bokari irgendwie in den Besitz einer Machete. Er weigerte sich sie herzugeben und alle fürchteten sich vor dem Versuch, sie ihm abzunehmen. Plötzlich sagte Bokari: „Ruft diese Mama.“ Man holte Martha. Als sie kam, gab ihr Bokari die Machete. Meistens benahm sich Bokari wie ein Wilder. Er hämmerte gegen die Gefängnistüren und schrie so gellend, daß ihn die Leute auf der anderen Seite des Dorfes hören konnten. Am dritten Tag seiner Haft brachte ihm Ya Martha etwas Reis und Suppe. Zum ersten Mal sagte er „Danke.“ Martha erwiderte: „Sage Jesus.“ Immer wieder sagte sie ihm den Namen Jesus vor, doch er weigerte sich diesen auszusprechen. Jedes Mal wenn Martha mit Essen

kam, erinnerte sie ihn: „Bokari, danke Jesus.“ Und eines Tages hörte sie ihn wirklich sagen: „danke Jesus“.

Dann fragte er Martha: „Ya, wer bist du?“

Sie antwortete: „Der Jesus, von dem ich dir erzähle, hat mich gerettet und Er will dich auch retten.“

Von dem Tage an, wo er den Namen Jesu aussprach, war Bokaris Geist ruhig geworden, aber die Leute im Dorf trauten der Ruhe nicht. Sie fürchteten sich immer noch vor ihm.

Als Martha fragte, ob Bokari nicht das Gefängnis verlassen und bei ihrer Familie wohnen könne, glaubten manche Leute, daß sie die Verrückte sei.

Ya Martha stellte ein Bett für Bokari auf ihrer Veranda auf und sagte ihm: „Im Namen Jesu wirst du diese Nacht hier liegen. Jesus wird dich halten.“

Nachdem er sich niedergelegt hatte hörte ihn Martha sagen: „Oh Jesus, hilf mir.“ Am nächsten Morgen sagte er: „Ich bin nicht einmal während der Nacht aufgewacht. Danke Jesus“.

Jesu Liebe war zu Bokari gekommen durch die Liebe von Ya Martha.

Kapitel 20:

Bestrafe sie nicht!

Als er sieben Jahre alt war, wurde Adamu Dogan Yaro von seinem Vater auf eine sechstägige Reise von seinem Heimatdorf weg mitgenommen. Auf der Schule, zu der ihn sein Vater brachte, blieb Adamu acht Jahre lang. Er lernte und studierte dort eifrig das heilige Buch der Moslem, den Koran. Wenn er diesen gut kannte, konnte er eine wichtige Person und ein religiöser Führer in seinem Dorfe sein, das im Norden von Nigeria lag. Die Fulani, der Stamm, dem er angehörte, waren alle Moslems, und Adamu kannte keine andere Religion.

Doch Adamu kehrte nicht mehr in sein Heimatdorf zurück, weil sein Vater gestorben war und zwischen seinem Onkel und älteren Bruder Streit herrschte. Er arbeitete in einer Stadt als Moslem-Lehrer. In diesem Amt mußte er täglich fünfmal zum Gebet aufrufen. Auch gebrauchte er Koranverse als Bannsprüche für die Menschen, um sie so vor dem Bösen zu schützen.

Nun hatte Adamu zwei junge Freunde, die in einer Missionsschule lernten. Durch sie hörte er zum erstenmal von Jesus. Er lernte auch die Haussa-Sprache, sodaß er das Neue Testament lesen konnte. Schließlich erkannte Adamu, der Moslem-Lehrer, daß er auf dem falschen Weg

gewesen war. Er verließ seine alte Religion, den Islam, und wurde Christ.

Weil er nun begann Jesus nachzufolgen, erntete Adamu Haß und Mißverständnis von seiner Frau und seinen Freunden aus dem Fulani-Stamm. Doch Adamu ließ sich nicht beirren. Gott führte ihn auf eine Bibelschule, damit er Missionar werde, und dort fand er auch die Christin Jumai als neue Ehefrau. Oft brachte ihn sein Glaube in lebensbedrohende Situationen.

Nach der Bibelschule gingen Adamu und Jumai in ein Dorf mit Namen Nishama, wo ein Stamm von Fetisch-Anbetern lebte. Dieser wilde Stamm ernährte sich von der Jagd. Immer wenn sie ein großes Tier gefangen hatten, etwa einen Leopard oder eine Buschkuh, feierten alle und betranken sich.

Ein ganzes Jahr lang fanden Adamu und Jumai keine Freunde in dem Dorf. Ihre Nachbarn benahmen sich feindlich gegen sie und wollten sie dort nicht haben. Alles, was Adamu tat machte sie mißtrauisch. Als er eines Tages auf der Straße ging, grüßte ihn ein Mann, der in seinem Hof arbeitete. Adamu erwiderte den Gruß und fügte hinzu: „Du solltest Buße tun für deine Sünden und an den Herrn Jesus glauben.“

„Wieso sagst du so etwas zu mir? Sage es noch einmal, und du wirst sehen was geschieht!“ drohte der Mann.

Adamu wiederholte: „Du solltest Buße tun für deine Sünden und an Jesus glauben.“

Der Mann sprang aus seinem Hof und schlug Adamu ins Gesicht. „Nun sage es noch einmal!“ drohte er.

„Du solltest Buße tun und an den Herrn Jesus glauben, damit du ewiges Leben hast.“

Plötzlich erschienen noch andere Dorfbewohner, mit Keulen in den Händen. Alle die feindlichen Gefühle, die sie seit einem Jahr gegen Adamu zurückgehalten hatten, brachen sich nun in den Schlägen Bahn, die sie ihm gaben.

Als Adamu wieder zum Bewußtsein kam, erhob er sich mühsam und hinkte ächzend und stöhnend davon. Er meldete den Überfall bei den Behörden in der Stadt Kagoro. Ein Offizier ließ die Schläger zu einem Verhör vorladen. Nachdem er sich die Berichte angehört hatte, erklärte er: „Du hättest das nicht zu dem Mann in dessen eigenem Hof sagen sollen, sondern hättest ihn zu dir heraussufen sollen.“

„Ich wollte ihn nicht stören in seiner Arbeit“ erwiderte Adamu.

„Jeder von ihnen soll dir eine Strafe bezahlen“ urteilte der Offizier.

„Ich möchte nicht, daß sie bestraft werden“, sagte Adamu.

„Jeder von ihnen soll dir eine Strafe bezahlen“ urteilte der Offizier.

„Ich möchte nicht, daß sie bestraft werden“, sagte Adamu. „Ich habe nicht deswegen Meldung gemacht, sondern ich wollte nur, daß die Leute verwart werden. Es ist nicht wegen meiner Verletzungen, aber diese Männer müssen vor-

sichtig sein, sonst werden sie das nächste Mal wegen Mordes angezeigt. Bitte, bestrafen sie sie nicht.“

„Sie müssen aber bestraft werden“, sagte der Offizier.

Zusätzlich zu ihrer Strafe wurden sie dann auch verwahrt. Es dauerte nicht lange und das ganze Dorf wußte vom Einspruch Adamus gegen eine Strafe für die Männer. Was konnte das bedeuten? Sie hatten ihn gehaßt und geschlagen – und er wollte von dem Richter nur eine Verwarnung! Die gleichen Leute, die ihn geschlagen hatten, wollten nun seine Freunde sein. Adamu erkannte, daß sein Predigen allein wirkungslos geblieben war, jedoch seine Handlungsweise einen tiefen Eindruck hinterlassen hatte. –

Kapitel 21 :

Ich werde feststehen

Yona Kanamuzeyi war überrascht und unsicher, ob er diese Aufgabe übernehmen sollte. Er hatte geplant, nach seinen zwei Studienjahren auf dem Theologischen Seminar in Burundi zu der Gemeinde im Norden Ruandas zurückzukehren, bei der er vorher Pastor war. Doch jetzt bat ihn die Kirchenleitung, unter den Flüchtlingen im Süden Ruandas zu arbeiten.

Der Kampf in Ruanda zwischen den Tutsi- und Hutu-Stämmen hatte viele Menschen heimatlos gemacht. 1960 begann die Regierung mit einer Neuansiedlung im Gebiet von Bugesera. Wegen seiner von Krokodilen verseuchten Flüsse und der großen Sumpfflächen, lebten dort nur wenig Menschen. Yona wußte, daß hier zu arbeiten nicht leicht sein würde, aber er wußte auch, daß Gott ihn dahin führte. Yona besaß Tatkraft und Geduld und einen festen Glauben im Umgang mit Gott. Seine praktischen Ideen und Fähigkeiten im Organisieren machten ihn zu einer idealen Person für die neue Arbeit in Maranyunda.

Eine seiner Aufgaben war der Empfang von Hilfsmitteln für die Flüchtlinge: Milchpulver, Medizin, Bettwäsche und Kleidung. Auch Geldspenden mußte er verwalten und dafür Nahrungsmittel, Samen, Bananen- und Kaffeepflanzen

kaufen. Es schien nie genug zu geben und manche versuchten auf unehrliche Weise mehr zu bekommen als ihnen zustand. So benötigte er die Weisheit Salomos und das Gespür eines Detektivs.

In der ersten Zeit, als Yona sich mit den Christen unter den Flüchtlingen traf, versammelten sie sich im Schatten eines großen Baumes. Um die Zuhörer zu ermuntern, zeigte Yona ihnen aus der Bibel, wie der Herr ihr Schutz und Schatten sei. Auch verglich er sie mit starken Bäumen an frischem Wasser. Nach Psalm 1 würden solche Bäume standhaft bleiben auch in stürmischen Zeiten oder in Dürreperioden. Dann lehrte er sie den Chorus: „Wie ein Baum gepflanzt an den Wassern werde ich feststehen.“

Wie glücklich war Yona, als er ein Haus bekam. Nun konnte Mary, seine Frau, und ihre Kinder kommen und zusammen mit ihm leben. Die anderen Leute verstanden die Art nicht, wie Yona und Mary sich liebten; er behandelte sie nicht wie eine Sklavin! Oft wurde Mary von den Frauen gefragt: „Schlägt oder verflucht er dich nie?“

„Nein“, antwortete Mary. „Sondern im Gegenteil, manchmal bittet er mich um Vergebung, und ich bitte ihn. Und Jesus vergibt uns. Dann beten wir zusammen.“

1961 begannen einige Tutsi-Flüchtlinge, die in Nachbarländer geflohen waren, mit terroristischen Aktivitäten. Sie hofften damit die Regierung in Ruanda stürzen und ihren König wieder zurück auf den Thron bringen zu können. Die

Terroristen wurden „Inyenzi“ (Schaben) genannt. Bald hatte sich die Situation so verschlimmert, daß jeder Tutsi als Anhänger der Inyenzi verdächtig war.

Obwohl Zerstörung und Kämpfe in manchen Gegenden schon zur Tagesordnung gehörten, lebten die Menschen im Bugesera-Gebiet immer noch friedlich dahin. Doch im Herbst 1963 verdichteten sich die Gerüchte, daß die Inyenzi kurz vor einer Invasion Ruandas stünden. Zweimal versuchten sie von Burundi aus einzufallen, doch jedesmal wurden sie von der Ruanda-Armee zurückgeschlagen.

Diese begann nun jeden zu verhaften, der einer Verbindung zu den Inyenzi verdächtig war. Einige von diesen Verhafteten wurden getötet. Viele Hunderte von ihnen starben wegen der furchtbaren Zustände in den Lagern.

Yona tat weiter seine Arbeit. Einmal ignorierte er das Ausgehverbot, um einen Gemeindefreier zu suchen und zu begraben, der auf der Straße erschossen worden war. Auch ermutigte er die Christen, die sich ebenfalls trotz des Ausgehverbots zum Gebet in seinem Hause versammelt hatten.

Im Januar 1964 kam ein Freund zu Yona und sagte: „Du wirst sterben.“

„Warum sagst du das?“ fragte Yona.

„Aus zwei Gründen: wegen deines Glaubens an das Wort Gottes und wegen der Art und Weise, wie du jeden liebst.“

Yona erwiderte: „Ohne diese beiden Dinge – das Wort Gottes und die Liebe Gottes – kann ich nicht leben.“

Er erzählte Mary davon und sie beteten gemeinsam. „Gott, Du hast mich gerufen und hierher gesandt“, sagte Yona. „Du kennst mich, die Tage, die ich schon gelebt habe und die noch kommenden. Wenn es Dein Wille ist, mich heim zurufen, so bin ich bereit.“

Bei ihrer Morgenandacht am 23. Januar las Yona aus Ps. 27, 3: „Wenn sich schon ein Heer wider mich legt, so fürchtet sich dennoch mein Herz nicht; wenn sich Krieg wieder mich erhebt, so verlasse ich mich auf Ihn.“

Gegen 19.30 Uhr am Abend desselben Tages hielt ein Jeep vor Yonas Haus. Sechs Soldaten kamen herein, stellten sich um Yona und sagten: „Wir wollen dich verhören.“ Yona und Mary wußten, daß wenn Soldaten jemanden zur Nachtzeit abführten, dieser nie mehr wieder gesehen wurde.

Als er ging sagte sein achtjähriger Sohn Wesley: „du wirst doch bald wieder zurückkommen, nicht wahr Papa?“

„Ja, ich werde mich beeilen“, sagte Yona.

Zwei andere Gefangene saßen schon im Jeep. Die Soldaten fuhren nach Norden bis zu einer Brücke, die über den Nyaborango-Fluß führt. Dort mußten die Gefangenen aussteigen und alle ihre Sachen auf einen Haufen legen. Bevor er sein Notizbuch niederlegte, schrieb Yona noch hinein: „Wir gehen in den Himmel.“ Er notierte

noch den Betrag der Kirchengelder, die er zu Hause hatte, dann legte er das Buch, seine Schlüssel und einige Geldstücke auf den Haufen und bat darum, daß man sie seiner Frau gebe. „Bete lieber“, sagte ein Soldat.

Und Yona betete: „Herr, Du weißt ich habe nichts gegen die Regierung getan. Ich bitte Dich, hilf diesen Männern, die nicht wissen was sie tun.“ Als die Hände der drei Gefangenen auf den Rücken gebunden wurden, sangen sie gemeinsam: „Es gibt ein glückliches Land, weit, weit weg.“

Dann führten die Soldaten Yona ohne die beiden anderen Gefangenen weg. Im gehen sang er weiter:

„Es gibt ein Land, das ist heller denn der Tag.

Und im Glauben können wir es in der Ferne sehn.

Dort wartet der Vater am Wege,

Um uns eine Wohnung zu bereiten.

Sie führten Yona auf die Brücke, schossen ihn nieder und stießen seinen Körper in den Fluß. Dann schauten sie sich ratlos an. Noch niemals vorher hatten sie jemanden beim Sterben singen gehört. Sie entließen die beiden anderen Gefangenen und verboten ihnen, etwas davon zu erzählen. Einem von ihnen, Andrew, erging es später genau wie Yona. –

Kapitel 22:

Wenn jemand sterben muß, dann töte mich

Das Dorf am Albertsee, in dem Lazaro wohnte, umgeben von den Blauen Bergen, war normalerweise ein friedlicher Ort. Aber in den späten 60er Jahren unseres Jahrhunderts gab es für Lazaro keinen Frieden. Aus Belgisch-Kongo war die Republik Kongo geworden, noch nicht Zaire. Eine Schar von Rebellen, die sich Simbas nannten, kämpfte gegen die neue Regierung, tötete Menschen und plünderte ihre Dörfer. Jetzt waren sie im Dorfe Lazaro's angekommen.

„Jemand aus diesem Dorf muß sterben!“ schrie der Rebellenführer den Dorfbewohnern zu. Die Leute hatten Angst – und genau das wollte der Rebell erreichen.

Mit einem häßlichen Grinsen fuhr er fort: „Wenn wir in ein neues Dorf kommen, töten wir immer irgendjemand, um zu beweisen, daß wir jetzt die Macht haben.“

Schweigend warteten die Leute. Der Anführer ließ langsam seinen Blick über sie gleiten, da sah er zwei junge starke Männer auf der Seite stehen.

„He, ihr zwei“, rief er. „Warum nicht einer von euch? Fragt sich bloß, welcher?“

Die Umstehenden waren entsetzt, und einige von den Frauen begannen zu schluchzen. Denn die grausige Wahl sollte auf einen der UdubreBrüder fallen, den Führern im Dorf!

Da schritt ihr Vater, ein alter grauhaariger Mann, auf den Rebellenführer zu und sagte: „Ich bitte dich, töte keinen von ihnen. Sie haben beide Familien, die sie brauchen. Töte sie nicht. Sie sind meine Söhne.“

„Irgendeiner muß sterben!“ schrie der Rebell. „Ich will dich nicht hören. Geh mir aus dem Weg!“ Und er gab dem alten Lazaro Udubre einen Stoß.

„Warte!“ sagte Lazaro. „Wenn jemand sterben muß, dann laß es mich sein! Ich bin alt und habe mein Leben gelebt. Ich bin Christ und ich weiß, daß ich zum Himmel gehen werde, wo es viel schöner ist als irgendwo auf der Erde.

Also töte mich.“ Der Rebellenführer hörte zu, aber er konnte es kaum glauben. Er wußte nicht, was er denken sollte. Schließlich sagte er: „Also gut. Wenn du sterben willst, dann sollst du es sein.“ Er befahl zweien seiner Männer, Lazaro zu binden und in den Lastwagen zu laden. Seine beiden Söhne eilten herbei und küßten ihren Vater. Auch ihnen war es kaum faßbar, was ihr Vater für sie tun wollte. „Habt keine Angst um mich“, beruhigte ihr Vater sie. „Und versucht nicht, mich umzustimmen. Ich weiß, was ich tue. Wir werden uns eines Tages bei Jesus im Himmel wiedersehen.“ Ehe er mehr sagen konnte, fuhren die Rebellen mit ihrem Lastwagen in den Wald davon.

Als die Soldaten eine Lichtung, auf der sich das Rebellenlager befand, erreicht hatten, befahlen sie Lazaro auszusteigen. Rundherum sah er Körper auf dem Boden liegen. Er sah eine aufgestellte Reihe von Männern und Knaben. Er sah

Soldaten ihre Gewehre neu laden. „Hier soll ich also sterben!“ dachte er. „Wartet einen Augenblick!“, rief der Chef dem Feuer-Kommando zu. „Dieser Mann hier sagt, er sei ein Christ. Er hat sich angeboten, für seine Söhne zu sterben. Er sollte wohl auch predigen können. So, alter Mann, du hast eine Minute, um zu diesen Männern zu sprechen, ehe wir sie erschießen. Das wird interessant werden!“ „Wie kann man nur so grausam sein und Witze machen über den Tod und Gottes Wort?“ dachte Lazaro. Aber Gott gab ihm Gelegenheit über Ihn zu diesen Gefangenen zu reden, also ging er zu ihnen. „Hört zu“, sagte er. „Viele von euch wissen von Jesus. Aber selbst wenn ihr noch nicht an Ihn glaubt, ist es nicht zu spät. Denkt an den Schächer am Kreuz neben Jesus. Er glaubte gerade vor seinem Tod und wurde gerettet. Glaub an Jesus und Er wird euch auch retten. Jesus sagt, Ich will keinen zurückweisen, der zu mir kommt.“

Einige von den Gefangenen beugten die Köpfe und seufzten ein Gebet. Und noch während sie beteten, wurden sie erschossen und fielen tot zu Boden.

Später kamen auf der Lichtung noch zwei weitere Lastwagen der Rebellen mit Gruppen von Dorfbewohnern an. Noch zwei Mal konnte Lazaro den Männern von Jesus sagen, ehe sie getötet wurden. Aus unbekanntem Gründen wurde er selbst an diesem Tag nicht erschossen.

Als die Nacht kam, stieß man ihn in eine Hütte. Er konnte jedoch nicht schlafen, denn sein Kopf war voll von dem Schrecken, den er erlebt hatte.

Am nächsten Tag ging es genauso. Scharen von Verurteilten kamen an und Lazaro predigte ihnen. Darnach gab es Berge von Leichen zu beerdigen. Jeden Morgen dachte Lazaro: „Bestimmt werde ich heute getötet. Wie kann ich es aushalten, wenn ich noch mehr von diesem Schlachten ansehen muß?“ Aber nein. Hatten die betrunkenen Rebellen vergessen, daß ihr „Prediger“ auch ein Gefangener war, der sterben sollte?

Eines Tages verbreitete sich ein Gerücht im Rebellenlager. Die Regierungsarmee näherte sich, um die Rebellen zu vernichten! Jetzt waren es diese, die Angst bekamen. Sie sprangen in ihre Lastwagen, verschwanden im Wald und ließen Lazaro allein auf der Lichtung zurück. Er war frei!

Später, als wieder Frieden herrschte, versammelten sich die Christen des Dorfes, um Gottes Wort zu hören. Daß Jesus an ihrer Stelle gestorben war, das verstanden sie jetzt besser. Denn unter ihnen war als lebendiges Beispiel Lazaro, der auch so sehr geliebt hatte, daß er freiwillig anstelle seiner Söhne gestorben wäre. –

Kapitel 23:

Liebe kann heilen

Fast 100 Jahre war es her, daß die Kirche in Uganda durch den Tod von einigen jungen Christen entstanden war. (Siehe Kapitel 9: „Ihr könnt unsere Seelen nicht verbrennen“). Erzbischof Janani Luwum und die Kirchengemeinden des Landes planten, dieses Jahrhundert-Jubiläum 1977 zu feiern. Doch die Feier fand nie statt, denn der diktatorische Präsident Idi Amin ließ die Christen verfolgen.

Viele von den Leichen, die den Krokodilen gefüttert wurden, oder die von Amins Meuchelmördern geköpft worden waren, waren Christen gewesen. Sechs von ihnen waren junge Männer, die in dem Drama zur Feier des 100. Geburtstages der Kirche die Rolle von früheren Märtyrern spielen sollten. Man fand sie erschlagen in einem Feld nahe einem Denkmal für diejenigen, die schon früher gestorben waren. Doch was geschah mit Erzbischof Luwum?

Am 1. Februar 1977 nahm Amins Geheimpolizei einen Mann gefangen und folterte ihn 5 Tage lang. Sie wollten damit erreichen, daß er Personen nennen sollte, die vielleicht gegen die Regierung gearbeitet hatten. Sie zwangen ihn zu mehr und mehr Namen, bis er in der Verzweiflung auch den Namen des Erzbischofs nannte. Ein paar Tage später wurde Luwum mitten in der Nacht

geweckt, weil jemand gegen die Türe schlug. Er sah einen Mann, der verletzt aussah, und öffnete die Tür. Acht Männer mit Gewehren, die sich versteckt hatten, drangen herein und schrien: „Zeig uns die Waffen!“

„Welche Waffen?“ fragte der erschrockene Erzbischof.

„Es sind Waffen in diesem Haus! Zeig sie uns!“ schrien sie.

„Bring uns in dein Schlafzimmer!“ Sie weckten seine Frau, krochen unter das Bett, durchsuchten die Toiletten und die Kinderzimmer. Luwum sagte: „Unser Haus ist Gottes Haus. Wir beten für den Präsidenten. Wir beten für die Sicherheitsoffiziere unabhängig von ihrem Tun. Wir predigen das Evangelium und beten für andere. Das ist unsere Arbeit, nicht das Halten von Waffen!“ Sie setzten ihre Suche fort, schauten in das Arbeitszimmer, unter den Abendmahlstisch in der Kapelle, in die Getreidesäcke im Vorratsraum, in die Gästezimmer, in die Badezimmer und in die geparkten Autos.

Nachdem sie über eine Stunde gesucht hatten, ohne eine Waffe zu finden, sagten sie: „Öffne das Tor, so daß wir gehen können.“ Luwums Frau sagte: „Warum geht ihr nicht auf dem Weg hinaus, auf dem ihr hereingekommen seid?“, denn sie hatten den Zaun niedergerissen, um hereinzukommen.

Aber Luwum sagte: „Wir sind Christen. Wir haben reine Herzen, und als Beweis will ich die Tore für sie öffnen.“

In derselben Nacht wurde auch das Haus eines anderen Bischofs durchsucht, und er wurde zur Vernehmung mitgenommen.

Angesichts dieser ernsten Lage trafen sich die Bischöfe und setzten gemeinsam ein Schreiben an Präsident Amin auf. Abschriften von diesem furchtlosen, aber höflichen Brief überbrachten sie dem Präsidenten persönlich, ebenso seinem Kabinett, anderen religiösen Führern und dem Verteidigungsminister.

Luwum konnte mit Amin reden. Er sagte ihm, daß er nicht gegen die Durchsuchung seines Hauses protestiere. Er beanstandete jedoch, daß es mit schußbereiten Gewehren und mitten in der Nacht geschehen war.

„Bekümmere dich nicht!“ lächelte der Präsident. „Ich will alle Bischöfe einladen und wir werden alles durchsprechen!“

Noch am gleichen Abend hieß es sowohl im Radio als auch in der Zeitung, daß man in der Nähe vom Haus des Erzbischofs Waffen gefunden habe, und daß er in eine Verschwörung verwickelt sei! Alle religiösen Führer bekamen den Befehl, am nächsten Tag, dem 16. Februar, morgens um 9.30 zum Konferenzzentrum zu kommen. Bei ihrem Eintreffen vor dem Gebäude fanden sie fast die ganze Armee und die meisten Offiziere dort versammelt. Dazuhin waren chinesische Waffen ausgestellt – vermutlich diejenigen, die der Erzbischof angeblich hereingeschmuggelt hatte.

Die Wachen führten einige Gefangene heraus, die gefoltert worden waren. Sie bezeugten, daß

die Kirchenführer diese Waffen hereingeschmuggelt hatten, weil niemand sie verdächtigen würde. Den ganzen Tag mußten die Kirchenführer Anklagen und Beschuldigungen anhören. Als der Vizepräsident öffentlich fragte, was er mit ihnen tun sollte, schrien die Soldaten: „Töte sie! Töte sie!“

Sie warteten den ganzen Tag in der stechenden Sonne ohne Nahrung und Wasser. Endlich, um 15.30 sagte einer der Offiziere: „Ihr könnt heimgehen und eure Arbeit tun.“ Aber beim Weggehen hielt die Wache Luwum zurück: „Du nicht, Erzbischof. Der Präsident wünscht dich zu sehen.“ Niemand durfte ihn begleiten. Zwei von den Bischöfen, Wani und Kivengere, warteten bei seinem Auto auf ihn. Um 17.00 versuchten sie, die Wachen zu fragen. Diese wollten sie wegschicken.

ken und sagten: „Er ist immer noch beschäftigt. Wir werden ihn heimbringen. Geht ihr hier weg.“ Zuletzt zwang man sie mit Waffengewalt zu gehen.

Als man der Frau des Erzbischofs dies berichtet hatte, ließ sie sich von ihrem Fahrer zurückbringen zum Konferenzzentrum. Sie sagte zu den Wachen: „Ich muß hinein und erfahren, was mit meinem Mann geschehen ist.“ Doch man verweigerte ihr den Zutritt. Ja der Fahrer wurde von den Wachen fast noch erschossen, und sie mußte ohne Nachricht heimfahren.

Draußen wußte es noch niemand, daß der Erzbischof bereits tot war. Amin hatte ihn aufgefordert, ein Geständnis zu unterschreiben und er

hatte sich geweigert. Als er anfang, laut für seine Häscher zu beten, befahl Amin den Soldaten, ihn zu erschießen. Als diese sich weigerten, erschoss Amin selbst den Erzbischof. Zur selben Zeit wurden auch zwei von Amins Kabinettsmitgliedern umgebracht. Dann fuhr man mit Lastwagen über die Leichen, um einen Autounfall vorzutäuschen, über den das Fernsehen am nächsten Tag berichtete. Dabei zeigte man auch das Autowrack, aber die meisten Leute wußten, daß dieses Auto eine Woche zuvor schon auf einem Schrottplatz gestanden hatte.

Festo Kivengere war einer der Bischöfe, die bald nach Luwums Ermordung aus Uganda fliehen konnten. Er sagte: „Ich liebe Idi Amin. Ich war nie sein Feind. Jeder, der die Menschen liebt, muß für Aufbau und Versöhnung sein. Gott verhält sich so. Wer bin ich, daß ich von diesem Weg abgehen sollte? Also liebe ich Idi Amin. Solange er lebt, kann er erlöst werden. Liebe kann heilen. Betet für ihn.“ –

Kapitel 24:

Ein Wunder der Liebe

Thomas liebte den Herrn und auch die Menschen. Sein Nachbar jedoch, haßte nicht nur Gott, er haßte auch jeden, der Ihn liebte, besonders Thomas. Dieser Mann war so voller Haß, daß er in einer Nacht zu Thomas' Hütte hinüberschlich und das Strohdach in Brand steckte. Zum Glück entdeckte Thomas das Feuer rechtzeitig, sodaß er es löschen und seine Kinder retten konnte. Das hielt seinen haßerfüllten Nachbarn jedoch nicht ab, und in den folgenden Nächten versuchte er wieder, Thomas' Hütte anzuzünden. Auch dieses Mal konnte Thomas das Feuer beizeiten löschen. Und obwohl Thomas wußte, wer ihm das antat, begegnete er weiterhin seinem Nachbarn mit Liebe und Höflichkeit. Aber das schien den Haß des Mannes nur zu vergrößern.

In einer anderen Nacht versuchte er nochmals Thomas' Haus anzuzünden. Es war eine windige Nacht, und ehe Thomas das Feuer ersticken konnte, trug der Wind einige Funken hinüber auf das Dach des Nachbarn. Sobald Thomas Herr über das Feuer auf seinem eigenen Dach geworden war, eilte er hinüber, um seinem Nachbarn zu helfen. Zusammen gelang es ihnen, das Haus zu retten, aber Thomas hatte böse Verbrennungen an Händen und Armen. Andere Nachbarn

berichteten das Ereignis dem Häuptling, und dieser ließ den Brandstifter ins Gefängnis werfen.

Am nächsten Abend ging Thomas wie gewöhnlich in die Kirche. Die Rednerin war Corrie ten Boom, eine ältere Holländerin, die im 2. Weltkrieg bei den Nazis gefangen gewesen war. Sie sah Thomas' verbrannte Hände und ließ sich von ihm die ganze Geschichte erzählen. „Das ist gut“, meinte sie, „daß dein Nachbar im Gefängnis ist. Jetzt mußt du dich nicht mehr um deine Kinder und dein Haus sorgen.“

„Richtig“, antwortete Thomas, „aber er tut mir leid. Er ist ein begabter Mensch, und jetzt ist er in diesem schrecklichen Gefängnis mit all den Kriminellen eingesperrt.“

„Dann wollen wir für ihn beten“, schlug Corrie vor. Thomas kniete nieder, erhob seine verbrannten Hände zu Gott und sagte: „Herr, ich hätte gern, daß dieser Mann Dein Kind wird. Herr, ich bitte für seine Freilassung und für ein Wunder an seinem Herzen. Ich bitte, daß wir Brüder in Christus werden und zusammen zu unserem Stamm predigen können, Amen.“

Corrie dachte: „Solch ein Gebet habe ich noch nie gehört!“ Zwei Tage später besuchte sie das Gefängnis und sprach zu den Insassen. Thomas' Nachbar war unter ihnen und lauschte aufmerksam. Zum Schluß fragte Corrie, ob irgendjemand ein Christ werden wollte. Thomas' Nachbar war der erste, der die Hand hob. Nach der Versammlung erzählte sie ihm von Thomas' Verletzungen und von seinem Gebet. Dem Mann traten Tränen

in die Augen. Er nickte und sagte: „Ja, das wollen wir eines Tages zusammen tun – unserem Stamm predigen.“

Als Corrie diese Neuigkeit Thomas erzählte, lobte er Gott und sagte: „Siehst du, Gott hat ein Wunder getan! Ihm ist nichts zu schwer.“ –

Kapitel 25:

Ich kann nicht auf zwei Wegen gehen

Salah lebte in Algerien, wo fast jedermann Moslem ist. In der Koranschule lernte er das heilige Buch der Moslems lesen. Auch hörte er seine Lehrer die Christen verurteilen. Sie erzählten, wie die Christen viele Moslems bekämpft und getötet hatten, um das Land Palästina zu erobern, in jenen Kriegen, die man Kreuzzüge nannte. Seine Lehrer sagten: „Christen glauben, daß es drei Götter gibt. Sie glauben, daß Jesus Gottes Sohn ist! Wie kann Gott einen Sohn haben? Der Koran sagt uns, daß Jesus nur ein großer Prophet ist.“

Das machte Salah neugierig. Er wollte mehr über das Christentum wissen.

Einmal fand er eine Bibel und las sie heimlich. Er fing bei Matthäus an und las Matth. 5, wo Jesus die Armen, die Friedensstifter und die Verfolgten selig preist. Als Salah das las, glaubte er, daß die Bibel Gottes Wort sei und nicht der Koran. Aber er kannte niemand, der ihm hätte helfen können, die Bibel zu verstehen. Als er zum Gebet des Herrn in Matth. 6 kam, betete er es zu Gott. Dann fügte er hinzu: „O Gott, sende mir doch jemand, der mir hilft, Dein Wort zu verstehen.“

Nichts geschah. Doch einige Zeit später wurde sein Vater krank und man schickte Salah um Medizin in ein christliches Spital. Dort hörte er den Doktor über die Bibel sprechen. Am Sonntag

ging er wieder hin und der Arzt nahm ihn mit zum Spitalgottesdienst, wo Salah Menschen singen und beten hörte in seiner eigenen arabischen Sprache. An diesem Tag nahm er den Herrn in sein Herz auf.

Als er älter war, fing er an, für die Bibelgesellschaft als reisender Bibelverkäufer zu arbeiten. Manchmal stellte er auf Wochenmärkten einen kleinen Stand auf. Einmal kaufte jemand in einem Dorf ein Neues Testament und brachte es direkt in die Moschee. Mit bösen Blicken eilte der Imam (Priester), und der Mann, der das NT gekauft hatte, zu Salah. Aufgebrachte Menschen versammelten sich um sie, bereit, alles zu tun, was ihr Führer von ihnen verlangte. Salah betete zu Gott, daß er bereit sei zu sterben, wenn es nötig sei. Dann fing er an, die Bücher zu erklären, die er verkaufte. Er wies darauf hin, daß der Koran Teile der Bibel anerkennt, z.B. das Gesetz, die Psalmen und die Evangelien.

Am Ende erklärte der Imam den Leuten, man könne ruhig kaufen. Danach waren in wenigen Minuten alle Bibeln aus Salahs zwei Koffern verkauft!

Nach dem Krieg 1967 zwischen Israel und seinen arabischen Nachbarn bekam Salah ernste Schwierigkeiten mit der Polizei. Weil Algerien auch ein arabisches Land ist, traute man keinem Fremden, der ein Freund Israels sein könnte. Salah war freilich Araber, aber man mißtraute ihm, weil man das Christentum für eine fremde Religion hielt, die in einem mohammedanischen Land keinen Platz hat. Viele Male verhörte ihn die

Polizei und sperrte ihn ein. Oft benutzte er diese Gelegenheiten, um über seinen Glauben zu reden. Einmal fragte die Polizei, ob er seine Bücher an Juden, Christen oder Moslems verkaufe?

„Ich mache alle Käufer mit der Bibel bekannt, weil sie für jeden da ist – sie ist kein jüdisches Buch oder ein politisches. Ich verkaufe sie jedem, der fühlt, daß er sie braucht.“

Die Polizei versuchte, von ihm die Namen anderer Christen zu erfahren. Auch hieß es: „Du bist ein Bürger Algeriens. Du mußt deinem Land helfen!“

Salah antwortete: „Ich bin Algerier und Christ. Ich möchte meinem Land helfen, aber als Lehrer.“

Man drohte ihm: „Wenn du nicht mit uns zusammenarbeitest, werden wir dir deine Verkaufslizenz entziehen und dir keine andere Arbeit erlauben. Komm morgen wieder und bring deine Lizenz mit.“ Salah tat wie geheißen, aber der Polizeiinspektor sagte: „Salah, du bist ein guter Mann. Wir wollten dich nur einschüchtern, weil du eigensinnig warst und nicht für uns arbeiten wolltest. Du kannst weiterhin Bücher verkaufen.“

Als er ein anderes Mal eingesperrt war, fragte man ihn: „Wenn Israel uns angreifen würde, würdest du mit uns oder mit den Juden kämpfen?“

Salah antwortete: „Ich bin nicht für eine bestimmte Seite, ich bin für Christus. Krieg kommt von Satan.“

Daraufhin ließ der Polizeiinspektor einige mohammedanische Religionsführer kommen.

Diese sollten ihn überreden, seinen christlichen Glauben aufzugeben und wieder ein Moslem zu werden. Salah sagte diesen Priestern: „Wenn ich euch anlügen wollte, würde es mir nicht schwer fallen, euch zu sagen, ich sei ein Moslem. Aber ich bin ein Christ, und ich kann nicht beides gleichzeitig sein. Ich kann nicht auf zwei Wegen gehen. Es gibt nur einen Weg zu Gott.“

Nun forderte der Polizeiinspektor Salah auf, das mohammedanische Glaubensbekenntnis zu sagen: „Es ist kein Gott außer Allah, und Mohammed ist sein Prophet.“ Diese Worte würden ihn zu einem Moslem machen. Doch Salah weigerte sich. Da befahl der Inspektor einem seiner Offiziere: „Ziele mit deinem Maschinengewehr auf seinen Kopf und schieße, wenn er das Glaubensbekenntnis nicht sagt.“ Der Mann legte auf Salahs Kopf an. Salah antwortete: „Ich habe keine Angst. Ich bin froh, diese Welt zu verlassen und bei Gott zu sein.“

Doch anstatt dem Offizier den Befehl zum Schießen zu geben fragte der Inspektor Salah, ob die Christen beten? Salah bejahte, da bat in der Inspektor zu beten, so daß er zuhören könne. Salah betete für die Armen und Kranken, für die algerische Regierung, und um Gottes Hilfe in seinen eigenen Schwierigkeiten. Salah wurde nicht erschossen, aber er wurde im Gefängnis gehalten.

Am nächsten Tag verhörten sie ihn von morgens bis abends. Sie versuchten, ihn mit raffinierten Fragen hereinzulegen. Sie stellten einen fal-

schen Bericht auf, der gegen einige Missionare gerichtet war, und versprachen ihm Geld, eine Arbeit und Einfluß, wenn er diesen unterzeichnete.

Salah gab zur Antwort: „Ich habe nie jemanden Reicherem getroffen als Jesus. Für Ihn zu arbeiten ist besser als jede Arbeit, die Sie mir anbieten können.“

Da ließ ihn der Polizeioffizier schließlich gehen. Man machte es ihm unmöglich, weiter in Algerien zu arbeiten, erlaubte ihm aber auch nicht, das Land zu verlassen. Deshalb floh er auf geheimen Wegen und ging nach Frankreich, wohl wissend, daß er nie in seine Heimat zurückkehren konnte.

Heute ist Salah ein lebendiger Zeuge unter den Hunderttausenden von Nordafrikanern, die in Frankreich leben und arbeiten. Obwohl fern von seiner Heimat hilft er doch immer noch Afrikanern ihren Erlöser zu finden. –

Quellen

1. Martyrs africains d'hier et aujourd'hui" Pirogue no.29, Editions Saint-Paul, Issy les Moulineaux, France, 1984.
2. Les premiers Martyrs chrétiens" by Lydie Huynh-Khac-Riviere Editions Saint-Paul, 1977.
3. Aux lions les Chrétiens" by Eugene Porret, Editions „Le Phare“, Belgium, 1985.
4. L'Afrique sein et berceau du christianisme" by Cyprien Arbelbide, Tiassale, Abidjan, Côte d'Ivoire, 1976.
5. Peace Be with You" by Cornelia Lehn, Faith and Life Press, Newton, Kans., USA, 1980.
6. The Story of the Copts" by Iris Habib el Masri, Middle East Council of Churches, 1978.
7. Le livre qui ne voulait pas bruler", by Evelyne Maire and Solomon Andria in Découvertes no.4, Groupes Universities Bibliques and Ligue pour la Lecture de la Bible, Abidjan, Côte d'Ivoire, 1983.
8. Histoire des missions et églises protestantes en Afrique occidentale des origines à 1884" by Jean Faure, Editions CLE, Yaounde, Cameroon, 1978.
9. The Early Church in Africa" by John P. Kealy and David W. Shenk, Oxford University Press, Nairobi, Kenya, 1975.

10. "Samuel Morris and the March of Faith" by Lindley Baldwin, Dimension Books, Minneapolis, Minn., USA, 1942.
11. "A Prophet of Modern Times: The Thought of the Prophet William Wade Harris" by David Shank, University of Aberdeen, Scotland, 1981.
12. "Témoins camerounais de l'Évangile" by Francis Grob, Editions CLE, Yaounde, Cameroon.
13. "Black Samson" by Levi Keidel, Christian Life Missions, Wheaton, Ill., USA, 1975.
14. "Simon Kimbangu" by Marie-Louise Martin, Editions du Soc, Lausanne, 1981.
15. "L'orphelin au cœur blessé", autobiography of Ndomikolayi Massake, CEDI, Kinshasa, Zaire, 1972.
16. "Ils n'ont pas résisté" by Anni Dyck, Editions „Le Phare“, Belgium, 1977.
17. "Courez avant la nuit" by W. Harold Fuller, Lausanne, Switzerland, 1968. Adapted by permission of SIM Intern.
18. "Only One Weapon" by Harold Adeney, Ruanda Mission, London, 1963.
19. "Dramatic Stories for Missionary Programs" by Marie Lind, Baker Book House, Grand Rapids, Mich., USA, 1972.
20. "Black Nomad" by Eva Doerksen, SIM, New York, 1969.
21. "Pardonne-leur" by J.E. Church, Editions des Groupes Missionnaires, Vevey, Switzerland, 1967.

22. African Heroes of the Congo Rebellion" by Hal Olsen, Kesho Publications, Kijabe, Kenya, 1969.
23. I Love Idi Amin" by Festo Kivengere, Fleming H.Revell, Old Tappan, N.J., USA, 1977.
24. Battle for Africa" by Brother Andrew, Fleming H.Revell, N.J., USA, 1977.
25. Tramp for the Lord" by Corrie ten Boom, Fleming H. Revell, N.J., USA, 1974. Used by permission.
26. God's Messengers" by Marian Hostetler, Mennonite Publishing House, Scottdale, Pa., USA, 1985.
27. Anger Will Just Destroy You" by Judy Zimmermann Herr, Gospel Herald, Mennonite Publishing House, Scottdale, Pa., USA, 1985.

Der Verlag unterstützt eine weltweite Hilfsarbeit an bekennenden und verfolgten Christen im kommunistischen Machtbereich. Im deutschsprachigen Raum unter dem Namen „Hilfsaktion Märtyrerkirche“ (HMK) bekannt. Der Verlag gibt hier die jeweiligen Adressen und Spendenkonten für Ihr eventuelles Interesse bekannt:

HMK-DEUTSCHLAND

HMK, Postfach 1160, 7772 Uhldingen 1
Spendenkonto:
Postscheckkonto Dortmund 7711-461
Sparkasse Salem-Heiligenberg
(BLZ 690517 25) 2012003

HMK-SCHWEIZ

HMK, Postfach 1182, 3601 Thun
Spendenkonto:
Postcheckkonto Zürich 80-4309-4

HMK-ÖSTERREICH

HMK, Postfach 33, 1213 Wien
Spendenkonto:
Die Erste österreichische
Spar-Casse-Bank, A-1210 Wien,
(BLZ 20111) Kto. 063-12268

HMK-CANADA

Jesus to the Communist World INC.
P.O. Box 117, Port Credit
Mississauga Ont. L5G 4 L5, Canada

Bücher der Stephanus Edition

von Pfr. Wurmbrand

- B004 Gefoltert für Christus – NEUAUFLAGE
B027 Antwort auf Moskaus Bibel
B040 Erreichbare Höhen (tägl. Andachten)
B111 Ein Brand aus dem Feuer
B117 Atheismus – ein Weg? (Beweise d. Existenz Gottes)
B123 Ein Mensch in zwei Welten
B124 Das andere Gesicht des Karl Marx
B126 Das Lied der Liebe
-

von anderen Autoren:

- | | |
|-------------------------|---|
| B007 S. Wurmbrand | Mit und ohne Richard |
| B009 M. Wurmbrand | Christus oder die rote Fahne |
| B036 Padberg/Lohrey | Der Griff nach den Kindern |
| B047 Valéry | Zelle 24 |
| | |
| B073 Barron/Paul | Das Massaker |
| B075 Gitt/Wermke | Schöpfung oder Evolution |
| B076 Nagy | Siehe ich bin des Herrn Magd |
| B083 Shifrin R. | UdSSR-Reiseführer
(stark erweiterte Ausgabe) |
| B092 Edwards | Der Geächtete Gottes |
| B095 Braun | Flug über die Grenze |
| B097 Weber | Das Grab in Sibirien |
| B102 Löw | Nur ein Splitter vom Kreuz |
| B103 Kuijt | Die Reise von Pjotr und Lamir |
| B108 Latk | Kirche im Sozialismus |
| B112 Reagan | Ich vertraue auf Gott |
| B113 Seibert | Der atomare Holocaust |
| B114 Hartfeld | Evangelistische Strategie |
| B116 Katterfeld | Der 3. Ruf |
| B118 Braun H. M. | Afrikanische Kurzgeschichte |
| B119 Karol | Den Gerichten überliefert |
| B120 Latk, K. R. | Frieden mit der
kommunistischen Gesellschaft |
| B121 White, T. | Unternehmen Kuba |
| B122 Spring, W. | Simbabwe verbranntes Land |
| B125 Bourdeaux, L. + M. | 10 wachsende Kirchen |
| B126 Marròn, J. | Der Militärmantel |

In dieser Sammlung wahrer Begebenheiten wird von afrikanischen Christen erzählt, die ihren Glauben an Jesus Christus mit Verfolgung, Marter und Tod bezahlen mußten. Alle besaßen eine wunderbare göttliche Eigenschaft: Sie liebten ihre Feinde!

Die trotz ihrer Einfachheit ergreifenden Einzelschicksale aus fast allen Ländern des afrikanischen Kontinents, nach alten Quellen von der Autorin geschildert, haben sich meist in den letzten zweihundert Jahren ereignet. Einige stammen schon aus frühchristlicher Zeit.

Marian Hostetler ist seit 16 Jahren Lehrerin in Elkhart, Indiana. Sie sammelte und ordnete diese Geschichten während eines neunmonatigen Aufenthalts im Auftrag des "Mennonite Board of Missions" in Benin und der Elfenbeinküste, 1985/86. In den Jahren 1961 bis 1970 war sie bereits als Lehrerin in Algerien tätig.